



WILL
HOFMANN
GÖTTER
ROMAN

WW WIEBERS
VERLAG

Götter

Will Hofmann

GÖTTER

Roman

Leseprobe

Clemens

Die Frau fiel ihm sofort ins Auge. Clemens Röder wollte sich drei Dosen Sauerkraut kaufen. Er liebte es, zwischendurch eine Gabel davon in den Mund zu schieben und genüsslich zu kauen. Er brauchte nichts dazu, es ersetzte ihm das zweite Frühstück. An seinem Kartoffelstand hatte er immer einen kleinen Vorrat stehen, und der war aufgebraucht.

Die Fremde stand neben ihm, als er im untersten Regal die richtige Marke suchte. Sie war merkwürdig gekleidet; eher nach der Herrenmode zu Kaisers Zeiten, wie Clemens sie von alten Bildern her kannte. Ja, die Dame trug Herrenkleidung, eine Art hellen Leinenanzug. Der war reichlich abgetragen und einen Tick zu groß, das kam noch hinzu.

Eigentlich waren Clemens zuerst die Schuhe aufgefallen, als er sich gebückt hatte. Die sahen aus wie selbstgemacht, halbprofessionell. Bei Schustern in Marokko hatte er ähnliche Gebilde gesehen, aus weichem Leder, ohne Sohle, über den Knöcheln wie ein Sack zusammengebunden.

Die Frau entfernte sich, Clemens blickte hinter ihr her. Sie hatte einen leichten, federnden Gang, die Bewegung war elastisch, fast tanzend – frisch, ganz im Gegensatz zu ihrer Kleidung. Clemens konnte nicht anders, er ging der Fremden nach, bemühte sich aber, nicht aufzufallen.

Auch das war merkwürdig. Die Frau nahm Dinge aus den Regalen und musterte sie so, als hätte sie sie noch nie gesehen. War sie eine Ausländerin, die versuchte, die Etiketten zu entziffern?

Doch nicht nur die Dosen und Packungen erforschte sie. Sie starrte auch die Regale, die Preisschilder, die Wurst-, Fleisch- und Fischtheke an, als wäre das alles rätselhaft für sie. Clemens gewahrte wohl, dass auch andere Kunden verwundert reagierten. Einige warfen der Frau neugierige, oft abschätzig Blicke zu.

Die Fremde entdeckte jetzt die Kühltruhen. Clemens konnte sich nicht helfen, es kam ihm so vor, als ginge sie nicht einfach nur dorthin, sondern sie schien regelrecht zu studieren und zu beobachten, was andere Kunden dort machten; so, als sei ihr das alles vollkommen unbekannt. Kurz darauf griff die Fremde in die Gemüsetruhe, ließ die Erbsenpackung aber sofort wieder

fallen. Hatte sie etwa mit der Kälte in der Kühltruhe nicht gerechnet? Schnell fasste sie sich ein Herz, nahm sie nochmals heraus und betrachtete die Schachtel von allen Seiten. Sie schüttelte sie und legte sie leicht irritiert zurück.

Dann ging die junge Frau zu den Kurzwaren. Dort stand ein Mann in ähnlicher Aufmachung, er trug einen buschigen Vollbart. Die beiden gehörten ohne Zweifel zusammen. Sie zog ihn zu den Kühltruhen und zeigte ihm ihre Entdeckung. Auch er war von den gekühlten Artikeln mehr als beeindruckt. Von ihrer Unterhaltung konnte Clemens nicht jedes Wort verstehen, er merkte aber schnell, dass sie in einem merkwürdigen Tonfall sprachen. Es hörte sich nicht nach einem ausländischen Akzent an, eher nach einem Dialekt – einen, den er jedoch noch nie gehört hatte. Und herumgekommen war Clemens Röder schon ordentlich. Mehr als einmal hatte er Leuten, die er neu kennenlernte, sehr genau die Region benennen können, aus der sie stammten.

»Na ihr zwei, seid wohl aus dem Urwald geflohen?«, meinte ein anderer Kunde. Er kam sich offenbar besonders witzig vor und grünte in sich hinein. Die beiden sahen sich verunsichert an, beratschlagten sich kurz und gingen zur Kasse, ohne aber etwas zu kaufen. An der Kasse starrten sie wieder wie gebannt auf die Vorgänge, die dort abliefen. Im Vorbeigehen musterten fast alle Leute das seltsame Paar, als käme es aus einer anderen Welt. Jemand scharwenzelte um sie herum, und Clemens machte ihn sofort als Ladendetektiv aus. Die Situation konnte sich zuspitzen.

Die beiden hatten längst bemerkt, dass sie beobachtet wurden. Schließlich nahm der Mann die Schöne bei der Hand, ging an der Kassiererin vorbei und brummelte:

»Hab mein Geld vergessen.«

Clemens kam es eher so vor, als hätten sie überhaupt keines. Vielleicht wussten sie nicht einmal, was das war. Die Kassiererin nickte beiläufig. Die Zwei verließen den Laden, und Clemens bedauerte es, eine so lange Schlange vor sich zu haben.

Röder schätzte die Frau auf Anfang dreißig. Dunkelblondes, kräftiges Haar, das lang hinter die Schultern fiel. Wettergegerb-

tes Gesicht mit betonten Wangenknochen. Nicht im üblichen Sinn schön, eher ausdrucksstark. Tiefliegende Augen, die neugierig in die Welt blickten und hellwach die Umgebung aufnahmen. Eine Frau, die schnelle Entscheidungen treffen konnte und Entschlusskraft ausstrahlte. Dazu die schlanke Figur mit den wendigen Bewegungen – äußerst anziehend.

Schade, dass sie weg war. Auch der Mann schien interessant. Doch ihn hatte Clemens längst nicht so genau beobachtet. Beide waren geheimnisvoll.

Offenbar hatten sie einen derart gewaltigen Eindruck auf Clemens gemacht, dass er in der Nacht von Ufos träumte. Und einem davon entstieg das seltsame Paar als Botschafter einer anderen Welt. Die Frau kam auf ihn zu – sehr elegant gekleidet.

Eine Weltraumprinzessin.

* * *

Röder war nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, doch heute tat sein Herz einen Hopser. Da war die Traumfrau von gestern, die ihm im Supermarkt aufgefallen und ihm in der letzten Nacht als Außerirdische erschienen war.

Sie stand da mit ihrem Mann am Nachbarstand bei Käse-Käthe, aber nicht mehr in diesem Opa-Outfit. Beide trugen jetzt ganz normale, wenn auch ein wenig abgegriffene Alltagskleidung. Geld hatten sie also doch und konnten damit umgehen. Die Frau kaufte Käse und bezahlte mit einem Zehn-Euro-Schein. Statt der ›Metallscheiben‹ wollte sie sich allerdings noch ein paar Scheiben Leerdamer geben lassen. Dabei duzte sie die Marktfrau. Diese ließ sich das nicht gefallen und fragte schnippisch, ob sie zusammen im Sandkasten gespielt hätten.

Die Fremde schien die Frage zu irritieren. Sie ging nicht darauf ein, sondern fragte, was die Verkäuferin meine. Jedem normalen Menschen war das klar. Wieder überlegte Clemens, ob sie vielleicht doch eine Ausländerin war, die den Unterschied zwischen ›du‹ und ›Sie‹ nicht kannte. Dafür waren ihre Gram-

matikkenntnisse aber zu gut. Dass sie die Münzen jedoch als ›Scheiben‹ bezeichnete, passte wieder in kein Bild.

Käse-Käthe schnitt ein paar Scheiben Leerdamer herunter und legte sie auf die Waage, bis der Gegenwert des Wechselgeldes erreicht war. Sie machte noch eine lustige Bemerkung zu den ›Metallscheiben‹. Das forsche ›Du‹ der Fremden schien vergessen.

Auch sie schien neugierig, weil sie die Kundin von früheren Einkäufen her nicht kannte. Deshalb fragte sie, woher sie komme.

Bei der unerwarteten Antwort »Aus dem Sperrgebiet« stellten sich Clemens die Nackenhaare hoch. Käthe jedoch lachte, hielt das für einen Scherz. Ihm kam das ganz anders vor, weil etwas mit den beiden einfach nicht stimmte. Die Antwort schien ihm ernst gemeint. Die Frau rief ihren Mann in diesem denkwürdigen Dialekt herbei. Bevor die beiden abzogen, rief Clemens:

»Gnä' Frau, wie wär's mit Kartoffeln? Festkochend, mehlig, alle Sorten. Direkt vom Hof.«

Die Fremde drehte sich gewandt um, sah ihn mit festem Blick an. Ihre Augen lagen tief in der Höhle und strahlten etwas Geheimnisvolles aus. Clemens sah darin ein tiefgründiges Feuer glimmen. Zumindest kam ihm das so vor. Vielleicht lag es daran, dass die Farbe unbestimmt war, grünlich am ehesten.

»Nein, habet Dank«, entgegnete sie entschieden.

»Heute brauche ich keine Grumbeeren.«

Sie drehte sich zu ihrem Mann um, nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm davon. Clemens schickte sich an, ihr hinterherzuspringen, um sie zu fragen, was sie mit dem Sperrgebiet gemeint hätte. Doch da hörte er eine Stimme von rechts:

»Aber mir können Sie Kartoffeln verkaufen!«

Clemens bediente die Kundin so schnell er konnte. Gab aus Versehen zu viel Wechselgeld heraus, sagte noch kurz:

»Tut mir leid, muss schnell mal weg.« Und, zu Käthe gewandt:

»Kannst du mal einen Blick auf meinen Stand werfen und die Leute kurz vertrösten?«

Er rannte durch einige Gänge, doch das merkwürdige Paar war nicht mehr zu sehen. Es ging Clemens nicht mehr aus dem

Sinn. Würde er in der kommenden Nacht wieder von einer außerirdischen Prinzessin träumen? Clemens hatte keinen Zweifel, dass das eine ganz besondere Frau war. Sie erinnerte ihn an jemanden, da war er sich sicher. Doch er musste sich noch eine Weile gedulden, bis er sie wiedersah.

* * *

Ein Jahr später baute Clemens seinen Stand wie jeden Mittwoch neben Käse-Käthe auf. Neben ihm war immer eine Ecke frei. Doch dieses Mal kam frühmorgens ein Paar mit einigen Utensilien in den Armen und mit einem riesigen, grob geflochtenen Korb. Er erkannte sie sofort. Das war das auffällige Paar – sie seine Weltraum-Prinzessin. Diese kam auf Clemens zu und fragte ihn ganz höflich:

»Dürfen wir uns hier bei Ihnen hinstellen?«

Normalerweise hätte Clemens sie verscheucht. Doch nun fühlte er sich beinahe schon geschmeichelt durch diese Frage. Jetzt würden die beiden ihm nicht mehr davonlaufen. Es war ganz klar, dass sie etwas verkaufen wollten.

»Gern«, sagte er, »wenn ihr nicht zu viel Platz braucht.«

»Ich glaube, dass das geht«, sagte die Frau. »Übrigens, ich bin Agnes. Und das ist Günter.« Welchen Wohlklang sie in ihrer Stimme hatte.

»Sehr angenehm«, antwortete er ehrlich. »Und ich bin der Clemens. Was verkauft ihr denn?«

»Pilze«, entgegnete Agnes, »Trockenpilze.«

Sie und ihr Mann bauten geschickt einen Tisch auf. Merkwürdige Konstruktion, dachte Clemens, wie der zusammengesteckt wurde. Nichts aus dem Bauhaus, sondern echte Handarbeit. Sie holten ein Dutzend Tüten aus ihrem Weidenkorb und ordneten sie in zwei Reihen auf dem Tisch an. Dazu stellten sie ein Schild auf:

GETROCKNETE STEINPILZE EIGENE ERNTE TÜTE, ca. 100 g 5,00 Euro
--

»Fairer Preis«, stellte Clemens fest. »Wo habt ihr die denn her? Doch nicht etwa aus dem Sperrgebiet?«

Clemens entging nicht, dass beide von dieser Frage überrascht waren. Doch Agnes entgegnete schnell: »Es gibt ja auch noch andere Wälder.« Das war, genau genommen, kein Nein.

Clemens freute sich richtig über diesen Kontakt. Mehrfach hatte er in letzter Zeit an das Paar gedacht. Einmal hatte er im Vorbeifahren gesehen, dass die beiden vor Aldi bettelten. Er hatte schlucken müssen, denn Betteln passte nicht zu ihnen, so merkwürdig sie sich auch benahmen. Mag sein, dass sie das Geld für die Aufkleber und die Tüten benötigten, die jetzt mit Pilzen gefüllt waren.

Agnes und Günter machten ein gutes Geschäft, die Tüten gingen weg wie warme Semmeln. Fast beneidete Clemens sie um ihren Umsatz. Immer wieder mussten die beiden den Vorrat auf dem Tisch aus dem Korb auffüllen.

Dann kam Hanno von der Marktaufsicht. »Neu hier?«, sprach er Günter an. »Dann zeig mal deine Standerlaubnis!« Günter blickte fragend zu Agnes. Und als hätte er so etwas erwartet, mischte sich Clemens ein.

»Die beiden gehören zu mir«, behauptete er.

»Du machst doch in Kartoffeln. Haste denn deinen Sortimentsschein erweitert?«

»Reich' ich nach, versprochen«, meinte Clemens. »Und hier, nimm die mal deiner Frau mit. Restbestand Linda. Habe ich extra für sie aufgetrieben.«

Die beiden grinsten sich an. Hanno zahlte und ging weiter zu Käse-Käthe.

»Danke. Ganz vielen Dank!« Das war Agnes. Sie hatte schnell erfasst, dass Clemens ihnen soeben aus der Patsche geholfen hatte.

»Ist schon in Ordnung«, entgegnete der. »Aber ich würde mich gern mal mit euch beiden unterhalten. Sehr gern sogar.«

»Können wir machen«, stimmte Agnes zu. Sie schien das Heft in der Hand zu halten. »Vielleicht nach dem Markt?« Clemens kam es so vor, als hätte sie nicht mehr diesen auffälligen Dialekt beim Sprechen.

»Abgemacht«, sagte er. »Gehn wir anschließend in die Marktklause.«

Agnes und Günter hatten nur noch drei Tüten auf dem Tisch stehen und bereits an die fünfzig verkauft. »Was kostet denn der da?«, fragte ein Mann und zeigte unter den Tisch.

»Was meinen Sie?«, fragte Günter den Kunden.

»Na, den Korb da. Der sieht aus wie früher. So was gibt's ja kaum noch.«

»Damit tragen wir unsere Pilze«, erklärte Günter. »Den verkaufen wir nicht.«

»Schade!«, sagte der Mann bedauernd. »Hätte ich glatt zwanzig Euro für gezahlt.«

»Da musst du schon fünfzig hinlegen, mindestens«, schaltete Clemens sich ein. »Das ist noch echte, gute Handarbeit. Nix aus der Maschine.«

»Also gut, für vierzig nehm ich ihn.« Clemens nickte Günter aufmunternd zu. Der schaute zu Agnes, die zuckte mit den Schultern.

»Du kaufst dir nachher für fünf Euro 'nen Plastikkorb, da könnt ihr eure nächste Pilzladung allemal drin verstauen«, raunte Clemens Günter ins Ohr.

»Abgemacht«, sagt er zu dem Kunden. Der strahlte und meinte noch: »Und wisst ihr was, auch euer Tisch könnte mir gefallen. Habt ihr davon noch mehr?«

»Was wäre Ihnen der denn wert?«, schaltete Agnes sich ein. Die Unsicherheit mit dem Du und dem Sie war anscheinend Vergangenheit.

»Na, so wie ich den da stehen sehe, Handarbeit, da sitzt man schon eine Weile dran. Will euch ja nicht übers Ohr hauen. Zweihundertfünfzig. Aber ohne Handeln.«

»Tze-tze-tze«, ließ sich Clemens vernehmen. »Ohne Handeln, das ist gut gesagt. Wisst ihr was, ihr zwei«, wandte er sich an Agnes und Günter, »der hat mir gleich gefallen, seit ihr ihn da hingestellt habe. Ich gebe euch vierhundert.«

Das Paar wusste gar nicht, wie ihm geschah. »Vierhundertfünfzig, mein letztes Wort.« Lauernd beobachtete der Kunde Clemens. Der schwieg.

»Den wollen wir doch gar nicht verkaufen«, sagte Günter zu Agnes. Man merkte ihm an, dass es ihm ernst war.

»Fünfhundert, mein allerletztes Wort«, pokerte der Mann. Das Paar wechselte einen Blick.

»Na gut«, willigte Günter schließlich ein. Der Mann strahlte.

»Sie können ihn nach dem Markt abholen.«

»Einverstanden, dann nehme ich auch den Korb mit«, sagte der Mann und wollte sich abwenden.

»Hallo, eine Anzahlung, bitte«, intervenierte Clemens.

»Ja, sag mal«, kam es ein wenig entrüstet. »Kannst du dich nicht mal um deine Kartoffeln kümmern? Die beiden sind doch keine Kinder mehr.« Trotzdem legte er einen Hundert-euroschein auf den Tisch, der ihm bald gehören sollte.

Bald war es zwei Uhr mittags und der Markt vorbei. Die Händler begannen, ihre Stände abzubauen. Agnes und Günter hatten alle Pilztüten verkauft. Der Kunde kam und zahlte die restlichen vierhundertvierzig Euro. Günter zeigte ihm, wie der Tisch auseinandergenommen und aufgebaut wurde. Begeistert zog der Kunde mit Korb und Tisch von dannen.

Wenig später saßen Agnes und Günter mit Clemens in der Marktklaue. Clemens brauchte seinen Kaffee und fragte die beiden, ob sie auch einen wollten. Die sahen sich unsicher an, fast so, als würden sie dieses Getränk nicht kennen.

»Warum nicht?«, stimmte Günter schließlich zu, und Clemens bestellte drei Pötte.

»So, ihr zwei«, begann er das Gespräch.

»Ihr seid wohl blutige Anfänger.« Günter wunderte sich zwar über das blutige, aber Anfänger waren sie. Deshalb bejahte er.

»Was ihr das nächste Mal braucht«, verkündete der Kartoffel-Fachverkäufer, »ist die Erlaubnis für einen Standplatz auf dem Wochenmarkt. Die habt ihr ja offensichtlich nicht.« Das Paar nickte.

»Dann müsst ihr einen Antrag stellen.«

Die beiden wussten natürlich nicht, wie das ging. Clemens

sagte, sie bekämen auf dem Rathaus einen Antrag und müssten ihn ausfüllen.

»Was ein Antrag ist, wisst ihr aber schon?« Seine Gesprächspartner schwiegen und schienen zu überlegen, ob sie zugeben sollten, dass sie nichts wussten, oder einfach so tun sollten, als wüssten sie Bescheid.

Clemens wartete ihre Entscheidung nicht ab. »Also, das ist ein Stück Papier mit verschiedenen Fragen. Das füllt ihr aus. Schreiben könnt ihr doch?« Da war sich Clemens plötzlich auch nicht mehr so sicher. Trotzdem war das eine eher rhetorische Frage, denn die Pilzbeutel waren ja auch beschriftet. »Dann braucht ihr einen Gewerbeschein und eine Haftpflichtversicherung für den Stand.«

Das Paar reagierte mit Unverständnis und fragenden Blicken. Das war alles Neuland für die beiden, gewahrte Clemens. Aus welcher Welt kamen die?

Der Kaffee kam, schwarz. Clemens schlürfte gierig seinen ersten Schluck. Dabei beobachtete er Agnes. Sie packte die Tasse, zog die Finger aber sofort wieder zurück. Dann nahm sie den Henkel in die Hand und führte den Pott zum Mund. Nachdem ihre Lippen den Rand berührt hatten, stellte sie den Becher irritiert wieder hin.

»Der ist ja vermaledeit heiß.«

»Klar ist der heiß. Kaffee ist immer heiß. Oder sollte es zumindest sein«, erwiderte Clemens und wunderte sich über dieses seltene Schimpfwort, das Agnes verwendet hatte.

»Wisst ihr, Kaffee ist ein Getränk aus gerösteten Kaffeebohnen, das belebt. Kaffee kennt ihr also auch nicht. Aus welcher Welt kommt ihr eigentlich?«, fragte Clemens ganz direkt.

Betretenes Schweigen.

»Nun macht nicht solche Gesichter. Weiß auch nicht warum, aber irgendwie seid ihr mir sympathisch. Ich will euch gern helfen. Aber dazu muss ich ein wenig mehr von euch wissen.«

Dann forderte er sie auf, den Kaffee zu probieren, der inzwischen abgekühlt sein müsste. Vorsichtig nippten beide daran.

»Ist ja bitter«, entfuhr es Günter. Nun kam eine Erklärung von Clemens zu Zucker und Milch im Kaffee. Agnes und Gün-

ter probierten beides aus. Günter nahm sogar eine zweite Portion Zucker, dann ein dritte. Dann sagte er begeistert: »Toll, so schmeckt er richtig gut«, und trank ihn aus. Auch Agnes kam mit Zucker und Milch besser zurecht.

Clemens bestellte für alle drei noch einen. Günter goss sich ordentlich Milch hinzu, rührte drei Portionen Zucker hinein, trank ihn aus und wollte noch einen bestellen.

»Nun mach mal langsam!« Clemens kam sich vor wie im Kindergarten.

»Wenn du Kaffee nicht kennst, dann musst du doch erst einmal probieren, wie er dir bekommt. Warte einfach mal ab. Ich will euch gar nicht erst nach Alkohol fragen.«

»Alkohol ist in berausenden Getränken. Zum Beispiel in Bier, Wein und Schnaps«, verriet Agnes ihre Kenntnisse.

»Uff, das klingt ja wie aus dem Lexikon«, meinte Clemens und war schon beinahe geschafft von so viel Naivität. »Also, alles in allem kennt ihr weder Kaffee noch Alkohol. Schomma geraucht? 'türlich nicht!«, beantwortete er sich seine Frage selbst.

»Nun will ich aber wirklich wissen, woher ihr seid ihr. Ihr kommt doch nicht wirklich aus dem Sperrgebiet?«

Agnes war baff. Was wusste der Mann über sie? Konnte sie ihm trauen? Und warum war er so interessiert an ihrem Schicksal? Freund oder Feind? Gefühlsmäßig spürte sie eher Sympathie. Aber hatte es unter den Erzieherinnen und Priesterinnen nicht auch sympathische Personen gegeben? Und trotzdem gehörten sie zu den Lügner. Fragend blickte sie zu Günter. Der wirkte genauso unsicher wie sie.

»Wie kommen Sie denn darauf, wir seien aus dem Sperrgebiet?«, wich Günter erst einmal aus.

»Wir machen das jetzt mal folgendermaßen«, setzte Clemens an.

»Ich merke, ihr braucht dringend Hilfe. Ich habe euch heute ja schon am Stand geholfen. Das habt ihr bestimmt gemerkt. Ich kann euch auch weiterhelfen. Wenn ihr Sachen verkaufen wollt, das mit den Papieren aber nicht so schnell klappt, dann nehme ich euch weiter bei mir am Stand auf. Kein Problem. Körbe und Möbel dürft ihr auf dem Markt eigentlich gar

nicht verkaufen. Wenn die Aufsicht das mitkriegt, können die Marktverbot erteilen. Es sind nur landwirtschaftliche Produkte erlaubt und ein paar Haushaltsgegenstände wie Besteck, Topflappen und so weiter. So was muss man eben wissen.«

Wieder sahen sich Agnes und Günter betreten an.

»Und das mit dem Sperrgebiet weiß ich von dir, Agnes. Vor gut einem Jahr wart ihr beiden schon einmal auf dem Markt und habt bei der Käse-Käthe etwas gekauft. Du hast sie geduzt und Wechselgeld ›Metallscheiben‹ genannt. Das war schon auffällig. Als Käthe fragte, woher du kommen würdest, hast du behauptet, aus dem Sperrgebiet.

Käthe hielt das für einen Witz. Ich aber bin überzeugt, dass ihr genau von dort kommt. Kann mir zwar nicht erklären, wie das sein kann, aber ihr werdet's wohl wissen. Das ist der Truppenübungsplatz Bergen, dort herumzulaufen ist lebensgefährlich. Und wenn ich euch unterstützen soll, müsst ihr mir das sagen. Übrigens hatte ich euch ein paar Tage davor bei Aldi gesehen. Ihr wart vollkommen unsicher und saht wirklich etwas komisch aus. Einige Leute haben sogar blöde Bemerkungen gemacht.«

Agnes und Günter erinnerten sich an ihre erste Erkundung im Supermarkt, der für sie erst einmal eine große Halle war.

»Langer Rede, kurzer Sinn«, unterbrach sich Clemens, »ich gehe jetzt mal pinkeln. Halte auch noch einen Schnack mit ein paar Kollegen. In der Zeit überlegt ihr euch, was ihr wollt. Will euch nicht unter Druck setzen.«

Clemens stand auf und ging hinaus. »Der geht jetzt auf die Toilette«, wusste Agnes. »Er muss in die Tür mit dem H drauf gehen. Wenn du auf die Toilette musst, nimmst du auch diese Tür. Ich muss in die mit dem D.«

Dann schwiegen beide wieder für einen Moment.

»Agnes«, begann Günter, »ich glaube, auf Clemens können wir uns verlassen. Der hat uns wirklich geholfen und wirkt einfach sympathisch.«

»So sehe ich das auch. Er ist mir sogar weidlich sympathisch. Und trotzdem kennen wir ihn nicht. Was, wenn er uns anlügt?«

Die beiden sprachen verschiedene Möglichkeiten durch. Sie wussten längst, dass es die Götter nicht gab, doch Leute,

die sich als solche ausgaben. Die mussten ja irgendwo sein. Es bestand die Gefahr, dass Clemens einer von denen war oder mit ihnen in Verbindung stand. Nicht vorstellbar, was er unternahm, wenn sie ihm von ihrer Flucht berichteten. Andererseits brauchten sie Hilfe von jemandem aus der für sie neuen Welt. Bis sie sich alle Kenntnisse erworben hatten, die man hier wissen und können musste, konnte es ewig dauern.

Da kam Clemens auch schon zurück und strahlte sie an.

»Na, wie habt ihr euch entschieden?«, wollte er wissen.

»Wir brauchen mehr Zeit zum Nachdenken«, beschied ihn Günter. Clemens war enttäuscht. Sollte er den Kontakt lieber abbrechen? Diese Abfuhr war schon fast eine Beleidigung.

»Was habt ihr denn zu verlieren?«, fragte er nach. Er konnte sich keinen Reim auf Günters Zögern machen.

»Ganz schön viel«, ließ sich Agnes vernehmen.

»Nun, wenn du das auch so siehst!« Von dieser Frau konnte er die Zurückhaltung eher akzeptieren. »Ihr seid doch nicht aus dem Gefängnis ausgebrochen oder sonst irgendwie untergetaucht?«

Clemens hielt inne. Es konnte gut sein, dass er die beiden überforderte. »Habt ihr noch mehr Pilze?«, fragte er schließlich. Günter nickte.

»Gut, dann kommt ihr die nächsten Wochen auch wieder her. Ich nehme euch an meinem Stand auf, ein paar Mal wird das schon noch gehen. Nach Marktende gehen wir wieder in die Klausen. Dann erzähle ich euch nach und nach meine Geschichte. Die ist auch nicht ohne. Ihr könnt euch derweil überlegen, ob ihr mir vertraut und mir eure auch erzählen wollt. Geschichte gegen Geschichte.«

Agnes und Günter stimmten zu.

»Okay«, sagte Clemens, »so können wir das wirklich machen. Also, Geschichte gegen Geschichte. Ich werde anfangen. Damit sich das alles nicht ewig hinzieht, geb ich euch eine Frist von vier Wochen. Bis dahin kennen wir uns gut genug. In der Zwischenzeit werde ich versuchen, die notwendigen Papiere für euch zu bekommen«, ergänzte Clemens. »Wird nicht ganz einfach und nicht ganz billig.«

»Wir können dich doch bezahlen«, wandte Agnes ein und wunderte sich über Clemens' Lachen.

»Dazu braucht ihr mindestens das Dreifache von dem, was ihr heute eingenommen habt. Ich mach das erst mal so: Zuerst braucht ihr Personalausweise. Damit kann man den Gewerbeschein beantragen und die Versicherung abschließen. Ein Bankkonto wäre dafür auch nicht schlecht, wenn euer Geschäft viel abwirft. Können wir aber später noch drüber reden.«

Bankkonto, was war das schon wieder? Das würden sie noch herausfinden. Agnes hatte einen Plan, wie sie sich Wissen aneignen konnte. Beide bestätigten sie Clemens erst einmal, dass sie mit seinem Vorschlag einverstanden waren.

»Habt ihr denn noch mehr Körbe?«, wollte Clemens wissen.

»Ja, aber ich dachte, die dürfen wir auf dem Markt nicht verkaufen«, wandte Günter ein.

»Nicht auf dem Wochenmarkt. Auf dem Flohmarkt in Celle würde das schon gehen.«

»Wir können auch Figürchen schnitzen. Vielleicht lassen sich die dort auch verkaufen.«

Clemens fragte nach der Art der Figuren. Günter beschrieb sie, so gut er konnte. Kleine Frauen in langen Kleidern mit Flügeln auf dem Rücken.

»Engel? Macht ihr Weihnachtsschmuck?« Ihre Gesichter verrieten Clemens, dass die beiden nicht wussten, wovon er sprach.

»Egal, bringt nächstes Mal einfach ein paar mit. Dann sag ich euch, ob das Sinn macht.«

»Und warum tust du das? Du hast ja recht, du kennst uns gar nicht.«

»Ich bin halt neugierig. Ihr seid das interessanteste Pärchen, das ich seit Langem kennengelernt habe.«

Clemens sprach allerdings nicht von seinen Träumen – weder von der Weltraumprinzessin noch von einem weiteren Traum. Vor einem Jahr, nach der Begegnung am Käsestand, hatte Clemens tatsächlich nochmals von den beiden geträumt. Irritiert war er aufgewacht und hatte das Gefühl, etwas Bedeutendes in den schwindenden Bildern gesehen zu haben. Doch

je mehr er sich das Hirn zermarterte, desto weiter rückten diese Eindrücke in die Ferne.

Bevor sie sich trennten, gab Clemens den beiden noch einen Tipp zum Sperrgebiet. Er ging davon aus, dass sie dort tatsächlich lebten. Sie hatten es zwar nicht zugegeben, aber auch nicht bestritten. Irgendwie hatten sie dort bisher überlebt. Doch wusste er nicht, wie lange sie sich dort schon versteckt hielten und ob sie die Gefahren in den Randbezirken kannten. Sie müssten Soldaten und Fahrzeuge meiden und sich vor allem aus dem Staub machen, wenn Schießübungen stattfanden. Die Schießplätze waren fast alle zum Rand hin gelegen, im Zentrum passierte selten etwas. Doch Minen oder dergleichen gäbe es zum Glück nicht.

»Was sind Minen?«, wollte Günter wissen. Clemens war über diese Frage schon nicht mehr überrascht und klärte sein Gegenüber auf.

»Und die gibt es dort nicht?«

»Nein.« Die Erleichterung war beiden deutlich anzumerken.

* * *

Geschichte gegen Geschichte, so war es abgemacht. Es kam ihm darauf an, das Vertrauen von Agnes und Günter zu gewinnen. Wo sollte Clemens beginnen? Am besten ganz von vorn.

* * *

Dunkle Erinnerungen an eine Frau. Das muss seine Mutter gewesen sein. Am deutlichsten spürte er noch ihre Wärme, ein wohliges Gefühl, wenn sich sein kleiner Körper an ihren schmiegte. Nicht weit entfernt von diesen Erinnerungen waren laute Worte, Schreien und Schimpfen – und die Angst dieser Frau, die sich auf ihn übertrug.

Konkreter waren die Bilder im Heim. Die langen Esstische, der Schlafsaal, die vielen anderen Jungen um ihn herum. Kommandierende Erzieherinnen, später herrische Lehrer. Regeln

über Regeln, drakonische Strafen bei Vergehen. Dabei waren Prügel noch harmlose Maßnahmen. Die konnte Clemens wegstecken. Schlimmer war die Dunkelzelle, in der er immer wieder für ein, zwei oder drei Tage landete. Einmal sogar für eine Woche. In dieser Zeit gab es nichts zu essen. Das hatte man sich selbst zuzuschreiben. Wasser wurde einmal am Tag im Napf durch die Klappe gereicht. Kein Waschbecken und keine Toilette. Nach Beendigung der Strafe kam gleich die nächste. Schimpfe wegen der Scheiße und der Pisse in den Ecken. Das war Hohn und Willkür. Was blieb einem anderes übrig, als da hinzumachen? Mit bloßen Händen musste man die eigenen Ausscheidungen einsammeln und mit dem eigenen Handtuch alles sauber und trocken wischen.

Die Woche Kerker war dafür, dass Clemens Horst vermöbelt hatte. Der hatte es verdient: Er hatte die Hausaufgaben nicht geschafft, die er immer für Clemens machte. Klar war Horst schwächer, doch der hätte sich niemals bei Mager, dem Deutsch- und Sportlehrer, beschwert. Das wäre ihm nicht gut bekommen, und das wusste Horst auch. Leider hatte Schwester Karla mitbekommen, wie Clemens auf Horst eindrosch. Sie stand plötzlich im Zimmer und zerrte den Schläger am Ohr in die Dunkelzelle. Sieben Tage lang musste er darin verharren.

Dort schwor Clemens Rache.

So ging es viele Jahre: Gewalt einstecken und austeilen. Kleine kriminelle Handlungen wie Diebstahl, Betrug, Erpressung waren an der Tagesordnung. Am coolsten war der, der bei den Ausflügen und später, als sie raus durften, am meisten klate. Erfahrungen mit Zigaretten, Alkohol und auch ein paar Drogen kamen hinzu. Doch Hasch, Speed und Kokain waren nichts für Clemens. Das beeinflusste sein Gemüt zu stark. Mochte es sich noch so gut anfühlen, das war ihm nicht geheuer. Er musste Herr seiner Sinne bleiben. Härtere Sachen probierte er erst gar nicht. Seine Clique ließ das Lästern bald bleiben, weil sie postwendend seine Fäuste spürte.

Ja, Clemens, vor dem hatten sie Respekt.

Hauptschulabschluss gerade so geschafft, mit Tricksereien erschwindelt – keine Lehrstelle bekommen – Ämterbesuche, die Clemens schnell stanken. Damit wollte er nichts zu tun haben. Er trieb sich herum, die Augen immer offen. Ein Motorrad, das wäre schon etwas gewesen. Fahren konnte er längst, schwarz allerdings. Denn für den Führerschein brauchte er Geld, für eine eigene Maschine erst recht.

Er knüpfte Kontakte, bekam mit seinem Charme schnell Zugang zu den verschiedensten Menschen, Frauen wie Männern. So lernte er nach und nach Leute in allen gesellschaftlichen Kreisen kennen, machte jeden Job, der ihm angeboten wurde. Er stellte Kegel auf Kegelbahnen auf, bis diese automatisiert wurden. Er war Balljunge im Tennisclub und Caddie bei den Golfern. Dabei fungierte er immer wieder mal als Trainingspartner, wenn jemand ausfiel. Er fand Gefallen am Tennis, und bald darauf spielte er es selbst. Er machte den Führerschein für Motorboote am Steinhuder Meer – Segeln hätte ihn mehr interessiert, doch die Ausbildung hierzu schaffte man nicht an einem verlängerten Wochenende.

Clemens trieb sich auf Gemeinderatssitzungen herum und sogar auf Versammlungen ehrenamtlicher Helfer in verschiedenen Kirchengemeinden. Er kannte Hinz und Kunz und konnte so manchen Handel einfädeln, Geschäfte makeln oder auch Streitereien schlichten. Dabei war er nicht abgeneigt, sich seine Hilfe versilbern zu lassen, oder er handelte im Voraus eine angemessene Summe aus. Die fiel umso höher aus, je kreativer er mit Gesetzen und Vorschriften umgehen musste.

Röder hatte sich aus diesem Grund einen Reisegewerbeschein für Kunsthandwerk besorgt, um die Herkunft des Geldes auf seinem Konto zu erklären. Damit finanzierte er den Führerschein sowie eine Zündapp KS 80. Später wurde es eine BMW R 90 S. Für ein paar Jahre ließ er sich sogar von der Fremdenlegion anheuern. Doch seinen Vertrag verlängerte er nicht. Er hatte in der Zeit viel gelernt und sich ein schönes finanzielles Polster zugelegt. In dieser Zeit konnte er nicht viel ausgeben.

Nicht die Gefahr schreckte ihn ab, sondern der Drill, der nicht zu seiner Lebensauffassung passte.

Clemens pendelte zwischen den Welten. Er eignete sich weltmännisches Auftreten an, wusste sich zu kleiden und zu stylen. Er nutzte seine Kontakte, besorgte gefälschte Papiere und auch die ein oder andere Waffe. Was seine Auftraggeber damit vorhatten, bereitete ihm keine schlaflose Nacht. Das lag einzig und allein in deren Verantwortung. Viele brauchten so ein Ding, um anzugeben oder um sich in einer unsicheren Welt sicherer zu fühlen.

Die sexuelle Entwicklung lief, wie sollte es anders sein, im halbseidenen Milieu ab, bei leichten Damen, die schnelles Geld suchten. Klar tauchte Clemens auch in den Bereich krimineller Prostitution ein, dachte kurzzeitig sogar an eine Karriere als Zuhälter. Es stand ihm ja alles offen. Doch das war ihm zu entwürdigend. Ein wenig Ehrgefühl hatte er schon.

Mehr als eine Tätigkeit als Produktionsassistent bei Sportclips war für ihn nicht drin. Das war eine Sendung spätabends, in der ansehnliche junge Damen bei sportlicher Betätigung nach und nach die Hüllen fallen ließen. Aufgrund der gymnastischen Übungen wippten ihre Weichteile aufreizend auf und ab.

Das machte den männlichen Zuschauern natürlich Appetit darauf, eine der Nummern anzurufen, die in den anschließenden Werbespots für Sexualdienstleistungen eingeblendet wurden. Und diese Damen ließen nach der Sendung den jungen Assistenten oft genug willig an sich heran.

* * *

Dann kam Julio, Julio aus Argentinien. Der krepelte das Leben von Clemens um. Julio war ein fröhlicher, positiver Kerl, der genau wusste, wie das Leben lief. Ein Mensch, der immer strahlte und damit gute Laune verbreitete. Clemens hatte ihn in einer Bar kennengelernt. Die beiden freundeten sich an. Clemens war fasziniert von ihm, weil Julio nichts aus der Ruhe brachte. Zu

jedem Ereignis und zu jeder Nachricht hatte er eine Meinung und eine Erklärung. Und er war ein Meister im Spotten!

Julio hatte vor nichts und niemandem Achtung, weder vor Russen noch vor Amerikanern, nicht vor Willy Brandt, Konrad Adenauer, Nelson Mandela, Martin Luther King oder Angela Davis – nicht einmal vor Rudi Dutschke. Clemens interessierte sich nicht besonders für Politik. Aber der Studentenführer der Sechzigerjahre imponierte ihm gewaltig. Wie selbstbewusst der das Establishment angriff!

»Bist du Kommunist?«, hatte Clemens ihn in der Anfangszeit gefragt, woraufhin Julio von einem Lachkrampf geschüttelt wurde.

»Kommunismus – der Ausflug in den Irrwitz!«, war sein Kommentar. »Ismus ist die Münze, und davon Kommunismus die eine und Faschismus die andere Seite. Ich kann dir noch nicht mal sagen, welches die Vorderseite ist.«

»Aber für dich sind doch alle Menschen gleich.«

Die nächste Lachsalmo folgte. »Ja, in ihrer Blödigkeit sind sich alle Menschen gleich. Doch in ihrer Entwicklung sind sie höchst unterschiedlich.«

Julio wurde wieder ernst, und Clemens spitzte die Ohren. Die Menschen erreichen sehr unterschiedliche Entwicklungsstadien. Die haben nicht unbedingt etwas mit Intelligenz zu tun, eher ging es um so etwas wie Reife. Doch dieser Begriff war nur eine grobe Annäherung an das, was Julio meinte.

»Und wie erreiche ich diese Reife?«

»Wir nennen das Vollendung. Wir sind vollendet, wenn wir über allem stehen.«

»Wer ist denn ›wir?«

Wieder lachte Julio. »Dazu bist du noch nicht reif genug.«

»Aber wie gelange ich denn dahin?«

»Indem du die dicksten Brocken aus deinem Leben räumst, mit deiner Vergangenheit ins Reine kommst.«

Mehr sagte Julio zunächst nicht. Clemens ging grübelnd nach Hause. Was rumorte aus seiner Vergangenheit am heftigsten in ihm? Die verdrängten Jahre im Heim waren es. Die hatten ihn geprägt, sein Urvertrauen zerstört und ihm den Glau-

ben an die Menschheit genommen. Da musste erst einer wie Julio kommen, damit er begreifen konnte, was Freundschaft ist.

* * *

Sein Schlüsselerlebnis im Heim war für Clemens die Woche, die er in der Dunkelzelle verbringen musste. Die wollte er jetzt so schnell wie möglich aufarbeiten. Er beriet sich mit Julio, der dieses Vorhaben für seinen Entwicklungsprozess für wichtig hielt.

Keines der Ereignisse in seinem Leben, noch nicht einmal die bei der Fremdenlegion, schien Clemens im Nachhinein derart einschneidend wie diese Strafmaßnahme in seiner frühen Jugend. Er erinnerte sich daran, dass er damals geschworen hatte, dass er sich eines Tages an Schwester Karla rechen würde.

Die Vorbereitungen dauerten gerade mal vier Wochen. Clemens entdeckte eine alte Fabrik mit geeigneten Kellern und kräftigen Stahltüren. Ein Kumpel hatte aus einer der Türen ein Viereck autogen herausgeschweißt und es dann wieder mit zwei kräftigen Scharnieren befestigt. Ein Riegel kam draußen dran, eine Ablage innen. Eine verdreckte Matratze flog in eine Ecke, versiffte Decken landeten darauf.

Schwester Karla war schnell überwältigt. Ein kräftiger Kumpel von Clemens schaffte sie ins Auto, und beide zerrten sie sie in den vorbereiteten Keller. Karla erkannte Clemens sofort wieder. Sie winselte nicht um Gnade. Das imponierte ihm. Aber Erbarmen hatte sie von ihm ohnehin nicht zu erwarten.

In dem Keller war es so gut wie stockdunkel. Mag sein, dass tagsüber ein wenig Licht durch die Ritzen der aufgeschweißten Klappe hereindrang. Dort stellte Clemens jeden Tag wortlos zwei Flaschen Mineralwasser auf die Ablage. Von drinnen kam weder eine Frage noch eine Bitte.

Nach sieben Tagen sagte Clemens: »Sie haben mich dreimal eingesperrt, insgesamt zwölf Tage. Wollen Sie die in einem Rutsch absitzen, oder wollen Sie unterbrechen und dann nochmals hier herein?«

»In einem Stück«, war die nüchtern-sachliche Antwort. »Bis dahin bin ich wenigstens verhungert.«

Damit lag sie wohl richtig. Verdursten würde sie nicht. Doch fast zwei Wochen ohne Nahrung – es war nicht sicher, ob sie das schaffte. Clemens besorgte einen großen Korb mit Lebensmitteln, darunter Gebäck, Obst, Konservengläser mit Würstchen und verschiedenen Gemüsesorten, und stellte ihn Karla ins Verlies. Nach weiteren fünf Tagen öffnete Clemens die Tür. Sein Kumpan stand neben ihm. Der Korb war leer.

»Sie sind noch nicht fertig«, stellte Clemens fest und überreichte ihr einen Eimer. »Sie wissen, was jetzt zu tun ist.« Eine Andeutung von Nicken. Karla machte sich daran, mit den Händen ihre Notdurft aufzuklauben und in den Eimer zu klatschen. Es kostete sie sichtlich Überwindung und Anstrengung, und ihre Hände zitterten. Dieses Mal konnte sie kleine Seufzer und Stöhner trotz heftiger Willensanstrengung nicht unterdrücken.

»Ein Handtuch habe ich nicht für Sie«, erklärte Clemens anschließend. »Also ziehen Sie Ihr Kleid aus und wischen damit den Kellerraum sauber.«

Widerspruchslos gehorchte die ehemalige Erzieherin. »Und wieder anziehen«, befahl Clemens. Auch das tat sie ohne Einwand.

»Wie ein Schwein sehen Sie aus«, höhnte Clemens jetzt.

»Wie ein armes, altes, abgemagertes Schwein.«

Dann ließ er sie stehen und ging mit seinem Kumpan davon. Karla trat nach einer Weile aus dem Gebäude, blinzelte wegen der Helligkeit, blickte sich um. In einer Ecke entdeckte sie ein paar Lumpen. Mit schleppendem Schritt ging sie dorthin, nahm sich ein paar Stoffetzen und versuchte, damit die Exkremamente von ihrem Kleid abzuwischen.

»Ich bin kein Unnsch«, hörte sie Clemens plötzlich neben sich. »Sie allerdings, Sie waren ein Unmensch.«

»Verzeihung!« Clemens traute seinen Ohren nicht, doch diese Entschuldigung brachte ihn nicht aus dem Konzept. »Wir fahren Sie jetzt nach Hause, da Sie so unmöglich durch die Straßen laufen können.«

Auf dem Rücksitz lag eine Decke, die verheerende Verschmutzungen verhindern sollte. Die Fahrt verlief ohne ein weiteres Wort. Doch ein »Danke« kam noch aus Karlas Mund,

als sie ausstieg. Schleppend und tatterig mühte sie sich über den Bürgersteig und verschwand in der Haustür.

Clemens hatte das Gefühl, quitt zu sein. Anscheinend hatte die Alte sogar etwas kapiert.

»Und wenn die uns anzeigt? Die kennt dich doch und hat unsere Autonummer.«

Der Kumpel machte sich plötzlich Sorgen.

»Reichlich spät, deine Bedenken«, spöttelte Clemens. »Die geht aber nicht zur Polizei. Die würde sich ja nur selbst belasten.«

* * *

»So, ihr Lieben«, schloss Clemens seinen Lebensbericht – oder zumindest eines Teils davon, »nun seid Ihr an der Reihe. Ich habe Euch ziemlich persönliche Dinge anvertraut. Es war nicht alles koscher, was ich gemacht habe. Wenn ihr wollt, könnt ihr mir einen Strick draus drehen.

Geschichte gegen Geschichte hatten wir es ausgemacht. Entweder ihr habt Vertrauen zu mir gefunden oder nicht. Dann sind wir allerdings ab sofort geschiedene Leute.«

»Wir haben Vertrauen zu dir«, entgegnete Agnes. »Wir haben es mit unsren Leuten besprochen«, ergänzte Günter. »Wir können deine Hilfe gebrauchen. Wahrscheinlich wir sind sogar darauf angewiesen. Diese ganze Welt hier ist neu für uns.«

Damit sagte er Clemens nichts Neues. Doch das betonte der nicht nochmals, sondern forderte einfach auf: »Na dann schießt mal los«.

Was er dann erfuhr, nahm ihm beinahe die Luft zum Atmen.

Flucht

Agnes rechnete zurück. Es war vor siebzehn Jahren.

Sie wunderte sich, wunderte sich sehr. Was war das denn? So etwas hatte sie noch nie gesehen. Da war eine wie sie und doch anders. Zum ersten Mal seit ihrer Flucht sah sie ein menschliches Wesen. Alle möglichen Tieren gab es hier, große und kleine, ohne dass sie deren Namen gekannt hätte. Im Reservat gab es nur Hündinnen und Hühner. Jedenfalls waren das die Tiere, die man sehen durfte – außer den ganz kleinen wie Fliegen, Käfern und Würmern; und natürlich den Vögeln. Aber die waren weit weg, weil sie fliegen konnten und niemanden nahe an sich heranließen. Doch Agnes wusste mehr. Sie kannte Mäuse und Großmäuse und hatte damit eines der vielen Verbote unterlaufen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis man sie erwischte und zum Tod verurteilte. Dabei war noch nicht einmal alles herausgekommen, was sie mit den Nagern angestellt hatte.

Agnes hielt sich gut versteckt. Sie musste auf der Hut sein, denn es konnte sein, dass man sie noch suchte und ihr eine Hässcherin hinterhergeschickt hatte. Doch Agnes schloss das beinahe schon aus. Dafür sah das fremde Wesen zu armselig aus, und es hatte, soweit sie es erkennen konnte, auch keine Waffen bei sich.

Merkwürdig verhielt sich die Fremde. Sie schaute sich suchend um und ging zu einem Baum. Dann öffnete sie die Hose, griff hinein und brachte ein fleischiges Röhrchen zum Vorschein. Damit zielte sie gegen den Baum, und jetzt trat gelbe Flüssigkeit aus.

Agnes war sprachlos. Das konnte nicht sein. Sie war völlig verdattert, die Knie wurden ihr weich, sie taumelte einige Schritte zurück und erschrak, als ein Zweig unter ihr knackte. Die Frau, oder was das war, schaute in ihre Richtung, entdeckte sie aber nicht hinter dem Laubvorhang. Agnes musste sich zusammenreißen und einen klaren Gedanken fassen. Die andere ging weiter, nachdem sie ihr Röhrchen wieder verstaut hatte. Agnes nahm die Verfolgung auf.

Bei Mäusen gab es zwei Sorten, das wusste Agnes. Aber doch nicht bei Frauen? Es gab nur Frauen. Alle gleich gebaut. Sie

hockten sich hin beim Harnen. Wie sollte das auch gehen – im Stehen?

Lange hatte Agnes ihre Mäusefamilie gehegt. Schon als kleines Kind war sie ein fixes Mädchen gewesen. So lange sie denken konnte, waren ihr die verdammten Regeln auf den Geist gegangen. Immer gehorchen und tun, was die großen Frauen sagten, immer diese Beterei und Schufferei, das war nichts für sie.

Sommers wie winters früh ins Bett! Agnes konnte oft nicht schlafen. Das Schnarchen der anderen nervte sie. Doch sie fasste einen Plan. Wenn in der Frühe die Sonne aufging, bekam Agnes das fast immer mit. Eines Tages, als es dämmerte, tat sie, als müsse sie zur Toilette. Sie drehte ihre Decke so zusammen, dass man bei flüchtigem Hinsehen denken konnte, sie liege noch im Bett. Leise verließ sie den Schlafsaal. Vida, die Aufseherin, lag mit dem Oberkörper auf dem Tisch und schlief. Wunderbar. Agnes räusperte sich, aber die Wache tat keinen Mucks.

Obwohl die Mädchen sich nur in den zugewiesenen Räumen aufhalten durften, hatte Agnes längst herausgefunden, dass es nicht weit weg von den Toiletten noch einen kleinen Ausgang gab. Dorthin ging sie, drückte vorsichtig auf die Klinke – und die Tür gab nach.

Agnes war in Freiheit. Große Sorgen, bemerkt zu werden, musste sie nicht machen, da auch die Großen ein gewaltiges Pensum an Arbeit und Gebeten zu verrichten hatten. Alle fielen abends todmüde ins Bett und bewegten sich nicht früher aus ihren Behausungen als unbedingt nötig.

Agnes schlich durch ein paar kleine Gassen zum Dorfrand. Wirklich niemand begegnete ihr. Bald umgaben sie nur noch Felder und Obstbäume. Hier würde sie nachher wieder arbeiten müssen. Doch nun kletterte sie in einen Baum und besah sich ihre kleine Welt von oben.

Dort das Dorf mit der Kapelle, dem Richtplatz und dem Galgen. Nicht weit weg von ihr die Mauer. Der konnte sie mit den Augen ein Stück weit folgen, bis sie hinter einem Hügel verschwand. Und Agnes wusste, sie umschloss das ganze Reservat lückenlos, an einigen Stellen ersetzt durch Stacheldraht.

Es gab ein einziges Tor. Und das wurde nur geöffnet, wenn Gehenkte hinausgeschafft wurden. Nach ihrem Tod durch den Strang hatten sie kein Recht mehr, in der Gemeinde zu bleiben.

Agnes kannte den Lauf der Sonne. Jeden Morgen schaute sie als Erstes aus dem Fenster und merkte sich deren Stand. So konnte sie abschätzen, wann geweckt wurde und sie zurück sein musste.

Das gelang ihr beim ersten Ausflug mühelos. Vida schlief noch, als sie zurückkam. Agnes nahm ihren Platz im Bett wieder ein und wartete die kurze Zeit bis zum Wecken ab. Am Abend schlief sie so schnell wie noch nie ein.

Ihre innere Unruhe weckte Agnes am nächsten Morgen noch vor der Dämmerung. Sie machte sich auf den Weg hinaus in die Freiheit – allerdings eine Freiheit innerhalb der Mauern.

Das Ausbüxen wurde Agnes zum zweiten Leben. Sie untersuchte die Welt und bestaunte die Dinge, die verboten waren. Gern kletterte sie in die Bäume. Im Frühjahr beobachtete sie aus nächster Nähe, wie geschickt Amseln ihr Nest bauten. Sie schlich sich behutsam heran, sodass das Amselpaar sie bald kannte und spürte, dass von Agnes keine Gefahr ausging. Also tolerierte es das Mädchen.

Eines Tages lagen Eier im Nest, die Agnes an die von Hühnern erinnerten, nur waren sie winzig klein und grün mit braunen Punkten. Ein Vogel blieb zwei Wochen darauf sitzen, der andere brachte ihm Futter. Dann waren die Eier entzwei, und fünf winzige, nackte Vögelchen piepsten im Nest herum. Agnes war fassungslos; was sie hier sah, kam ihr vor wie ein wahres Wunder. Bald war sie außer sich vor Freude, wenn sie verfolgte, wie diese Kleinen versorgt wurden, wie sie wuchsen, Federn bekamen und eines Tages davonflogen.

Von da an blieb das Nest verwaist.

Gern hätte Agnes jemandem von ihren Beobachtungen erzählt und nach weiteren Einzelheiten gefragt. Aber sie hütete sich, denn sie war nicht dumm. Was sie tat, war absolut verboten. Von daher wäre die ihr auferlegte Strafe ziemlich streng gewe-

sen. Einmal hatte sie erlebt, dass ein Kind namens Miriam erhängt wurde, kaum älter als sie. Alle hatten der Hinrichtung zur Abschreckung beiwohnen müssen. Was war ihr Verbrechen? Hatte sie gestohlen, jemanden verprügelt, gelogen? Nichts von dem, sondern Zweifel am Glauben hatte sie geäußert. Das war eine Todsünde. Auch Agnes hatte ihre Zweifel und konnte dafür gehenkt werden. Angeblich kannten die Göttinnen alle Gedanken der Frauen. Demnach hätte sie schon längst beseitigt werden müssen. Da das aber nicht der Fall war, bestärkte es Agnes in ihrer Überzeugung, dass keine der Göttinnen ihre Gedanken lesen konnte.

Besonders den Unterricht über das Lügen hatte Agnes hoch interessiert verfolgt. Da Lügen so etwas wie ein Kapitalverbrechen war, beschäftigten sich die Erzieherinnen ausführlich damit. Doch die offizielle Meinung führte bei Agnes zum gegenteiligen Effekt. Sie hatte von der Strategie des Lügens erfahren. Damit keimte in ihr der Verdacht auf, dass alles, was Menschen sagten, gelogen sein konnte. Damit begann Agnes, an Allem zu zweifeln. Gleichzeitig aber war sie aber klug genug, diese Erkenntnis für sich zu behalten. Sie glaubte nur noch das, was sie selbst gesehen und herausgefunden hatte.

Kinder werden von den Göttinnen gebracht. Das hatte Agnes gelernt. Die Vogelkinder kamen aus Eiern, das hatte Agnes mit eigenen Augen gesehen. Da Vögel keine Frauen waren, konnte das bei denen zwar anders sein, trotzdem wuchs Agnes' Misstrauen. Die Zweifel wurden ihr durch die Mäuse zur Gewissheit, und seitdem übertrug sie ihre Erfahrung auf all das, was man ihr erzählte. Nach außen hin tat sie so, als glaube sie inbrünstig alles, was man ihr vorbetete. Aber sie selbst war sich so gut wie sicher, dass das Vieles nichts als Lug und Trug war.

Mäuse waren noch interessanter als die Amseln. Agnes beobachtete sie, wie sie aus kleinen Löchern herauskamen, durch die Ackerfurchen liefen und in ihrem Unterschlupf auch wieder verschwanden. Vom Baum aus entdeckte sie ihre Wege und das, was sie taten – vor allem, woran sie knabberten und was sie in ihre Löcher schleppten. Dass es Mäuse waren, wusste sie

von den Erzieherinnen. Denn ab und zu sah man auch mal eine im Dorf, manchmal sogar in den Häusern. Dort vertrieb man sie immer. Angeblich stahlen sie Lebensmittel und übertrugen Krankheiten.

Eines Morgens brachte Agnes eine Holzkiste mit, die sie aus der Gerümpelkammer entwendet hatte. Die würde bestimmt niemand vermissen. Agnes hatte ein paar Leisten, einen Hammer und Nägel dabei. Damit besserte sie die halb zerfallene Kiste aus. Ein Versteck hatte sie im dichten Gestrüpp an einem Erdwall in der Nähe des Mauselochs gefunden. Dann legte sie sich auf die Lauer. Sie musste eine Engelsgeduld aufbringen und eine Ewigkeit warten. Irgendwann kam tatsächlich ein Tierchen aus seinem Loch. Agnes ließ es gewähren, verfolgte es mit den Augen.

Die Maus rannte zu einem Erbsenbeet, nagte an etwas herum und eilte mit einer Schote im Maul zurück zu ihrem Zuhause. Doch hinein ins Loch kam sie nicht. Blitzschnell schoss Agnes' Hand nach vorn und ergriff das Mäuschen. Das fing sofort an zu fiepen und zu beißen. Doch Agnes ließ nicht locker. Sie packte es mit der linken Hand so, dass das Köpfchen aus ihren Fingern hervorlugte. Da konnte es den Kopf drehen und wenden wie es wollte, seine Zähne erreichten nicht mehr ihre Finger. Die paar Kratzer vom ersten Biss machten Agnes nichts aus.

Ab in die Kiste, ein Drahtnetz darüber, und Agnes hatte ihr erstes Haustier. Das versorgte sie jetzt jeden Morgen, auch Heu und Stroh bekam das Mäuschen. Ein Schälchen fürs Trinkwasser musste Agnes noch entwenden. Damit wurde ihr Strafregister immer länger. Aber noch wusste niemand von ihren Taten. Und je länger die Strafen ausblieben, desto sicherer war sie sich: Keine ihrer Taten konnten die Göttinnen aus der Ferne sehen, keine ihrer Gedanken lesen.

Bald hatte Agnes drei weitere Mäuse gefangen, denn die eine sollte nicht allein sein. Sie versorgte sie gut, und bald wurden die Mäuse richtig zutraulich. Sie schienen sich sogar darauf zu freuen, wenn Agnes das Drahtgeflecht anhub und es Futter gab. Bald konnte Agnes die Kleinen streicheln.

Irgendwann kam es Agnes so vor, als würde eine der Mäuse dicker. Der Bauch wuchs und wuchs – und dann die Riesenüberraschung: Eines Morgens purzelten sieben kleine Mäuse in der Kiste herum, nackt, rosig und ganz tapsig, und der Bauch der Alten war wieder dünn.

Niemand erklärte Agnes diese Beobachtung, sie zog allein ihre Schlüsse daraus: Göttinnen und Priesterinnen logen und betrogen.

Von wegen, sie wären es, die den Frauen die Kinder schenken. Die Frauen sind es selbst, die die Kinder auf die Welt bringen. Bauch dick, keine Kinder, Bauch dünn, Kinder da. So war es immer wieder bei manchen Frauen. Aber was erzählte man stattdessen der Gemeinde?

Hatte eine Gläubige sich in treuem Gottesglauben wohlgefällig verhalten oder den Priesterinnen über Gotteslästerungen oder strafbare Handlungen anderer Frauen berichtet, dann wurde ihr die Gnade der Göttinnen zuteil. Die Gesetze und das Leben waren hart. Die Frauen mussten arbeiten und die Göttinnen verehren. Ihre Geschlechtsteile durften sie weder berühren noch Lust auf ihrer oder fremder Haut erzeugen. Bei den Frauen war es die Regel, dass etwa alle vier Wochen Blut aus ihrem Geschlechtsteil floss. Das war eine Schande und eine stetige Erinnerung daran, dass eine jede von ihnen sündig sei.

Zweimal im Jahr, jeweils zur Sonnenwende, gab es große Dankesfeste. Die Göttinnen benannten die folgsamsten Frauen, die von Martha, der Oberpriesterin, vorgeschlagen worden waren, und belohnten sie in den nächsten sechs Monaten. Eine nach der anderen wurde von den großen, lauten Vögeln abgeholt. Die Auserwählten durften in weichen Betten liegen und wurden von Helferinnen bedient. Sie konnten essen und trinken, was sie begehrten. Dabei wurden Speisen zubereitet, die es auf der Erde nicht gab.

Nach einigen Tagen erreichte die Auszeichnung den Höhepunkt: Die Folgsame trank göttliche Getränke und war bald berauscht. Ein Gefühl, das die Frau bislang nie noch erlebt hatte. Wie auch? Auf Erden gab es nur Wasser und Tee zu trinken. Doch der Trank war längst nicht alles. Göttinnen mit wun-

dervollen Masken erschienen und berührten die Auserwählte überall am Körper. Was dabei von der verbotenen Region zwischen den Beinen ausstrahlte, war fast nicht zu ertragen. Eine Göttin kam und legte sich auf die Glückliche, Helfer spreizten ihr sanft die Beine. Und nun drang Göttliches in den Schoß ein und schürte ein Feuer der Lust. Und das nicht nur einmal, sondern viele Male. Eine Göttin kam nach der anderen, eine schöner als die andere. Das ging eine Woche lang so.

Dann gab es keine Getränke mehr, die Göttinnen blieben fern, und das Feuer im Schoße erlosch.

Am Tag darauf flogen die Göttinnen die Ausgezeichnete wieder zurück zur Erde. Dort bekleidete sie von diesem Tag an in der Regel ein höheres Amt.

Als äußeres Zeichen ihres besonderen Verdienstes blieb neun Monate lang die Blutung aus. Die Versündigung war für diese Zeit vergeben.

Der Bauch wuchs so lange, bis er kugelrund war. So konnten alle sehen, welch große Ehre der Ausgezeichneten durch die Göttinnen zuteil geworden war.

Nach Ablauf von neun Monaten wurde sie erneut geholt und bekamen nochmals Getränke, die einen Zustand des Glücks und der Berauschung verursachten. In dieser Zeit spielten sich gewaltige Vorgänge im Körper der Gläubigen ab. Davon merkte diese jedoch wenig. Sobald die Sinne wieder aufklärten, kehrte sie auf die Erde zurück. Der Bauch war fort, aber eine frische Narbe zog sich quer über den Unterleib. Erneut musste die Frau sie sich bewähren, wollte sie noch einmal die Auszeichnung erlangen.

Diese Großen konnte Agnes nicht verstehen. Wie still die ihrer Arbeit nachgingen und wie wenig Freude sie ausstrahlten. Dabei war das Leben doch spannend, wenn man die Augen nur aufmachte. Doch sie schauten weder nach links noch nach rechts. Hätte Agnes den Begriff Scheuklappen gekannt, hätte sie den benutzt. Nicht auffallen, nichts falsch machen, das schien das einzige Ziel. Darin drückte sich die Angst vor allem und jedem aus. Niemand konnte einer anderen Frau trauen.

Angst und Misstrauen waren die grundlegenden Gefühle der meisten Bewohner in diesem Reservat.

Die Göttinnen schenkten den Nachwuchs. Bei Gottesdiensten brachten sie ganz kleine, hilflose Mädchen mit. Sie mussten gefüttert und gesäubert werden. Dafür gab es Häuser, in denen Frauen mit besonderer Ausbildung ihren Dienst verrichteten. Sie mussten die kleinen Wesen nach festgelegten Vorschriften ernähren und am Leben erhalten.

Die Kinder lernten laufen und sprechen. Sie kamen in Schulen und wurden fürs Leben geformt. Das bestand von klein auf aus Arbeit und Gottesfurcht. Sobald die Mädchen etwas tragen konnten, mussten sie Aufgaben übernehmen, damit sie ein gottgefälliges Leben führten. Dabei wurde in ihrem Gewissen schon früh verankert, dass die Scheide nur zum Wasserlassen da war und ansonsten den Göttinnen gehörte.

Wie konnten erwachsene Frauen nur auf dieses Geschwätz hereinfallen? Spürten sie denn nicht, dass da etwas in ihrem Bauch wuchs? Agnes traute sich und fragte Lisa danach. Lisa war eine der Glücklichen. Sie hatte die Würdigung durch die Göttinnen erfahren und so begeistert davon erzählt, dass alle neidisch waren, die noch keinen dicken Bauch gehabt hatten. Und die kleinen Mädchen starrten sie mit offenen Augen an und wünschten sich nichts sehnlicher, eines Tages auch einmal von den Göttinnen geholt und belohnt zu werden. Aber das würde noch dauern. Dazu mussten ihnen erst einmal die Brüste wachsen. Vorher waren sie noch Kinder. Sie konnten zwar schon bestraft werden, aber Belohnung gab es nur für erwachsene Frauen. Reif mussten sie sein, wie die Priesterinnen es lehrten.

Alle in der Gruppe schworen sich, so fromm wie nur irgend möglich zu werden; alle, bis auf Agnes.

»Wie fühlet sich ein derartiger Bauch denn an? Ist der nicht viel zu beschwerlich?«, fragte sie Lisa rundheraus.

»Doch«, gab Lisa zu. »Aber diese Schwere, die trage ich mit großer Freude.«

»Darf ich einmal herauf fassen?«, fragte Agnes und tat besonders ehrfurchtsvoll. Lachend stimmte Lisa zu, und Agnes

strich über die große Wölbung. Bald schon würde Lisa wieder abgeholt werden.

»Da beweget sich etwas, da herinnen!«, stellte Agnes erstaunt fest. Das kannte sie auch von sich selbst. Manchmal hatte sie Blähungen, die taten sogar weh. Wenn sie ihre Hände darauf drückte, dann linderte das den Schmerz. Und sie spürte es in ihrem Inneren genauso rumpeln wie jetzt bei Lisa. Die Priesterinnen hatten ihr gesagt, was es war:

»Die Göttinnenkräfte in meinem Bauche ringen meine kleinen Teufel hernieder. Wissest du, in jeder von uns stecken die kleinen Teufel. Das wird auch dir bald von den Priesterinnen gelehret.«

Mochte Lisa noch so treuherzig erzählen, wieso nur tischten die Göttinnen ihr diese Lügen auf? Agnes verstand es nicht. Doch sie kam dahinter, dass es zwei Sorten von Mäusen gab. Ein Mäuschen lag eines Morgens tot im Kasten. Agnes nahm es heraus und vergrub es in der Nähe. Beim nächsten Sonnenaufgang hatte sie ein kleines Messer und eine Schere dabei. Die blieben fortan in ihrem Versteck.

Agnes schnitt das kleine Tier auf und schaute, was alles darin zu finden war. Sie nahm es auseinander und überlegte, was in ihrem eigenen Körper auch vorhanden sein mochte. Oben die Lunge, die hatte sie auch. Das hatte die Lehrerin ihr und der Gruppe beigebracht. Sie musste ja wissen, wohin die Luft beim Atmen ging. Auch das winzig kleine Herz entdeckte sie. Das machte bei ihr dieses Bum, bum – Bum, bum, das sie manchmal hören konnte, wenn sie still im Bett lag. Gern hätte sie ihr Ohr einmal auf die Brust eines anderen Mädchens gelegt, aber das war verboten.

Als sie ganz klein war, so erinnerte sie sich, hatte sie sich immer wieder einmal an die Brust einer Erzieherin gedrückt. Dort hatte sie ebenfalls dieses Bum, bum gehört. Sie hatte das dann mit ihrem Mund nachgemacht. Daraufhin hatte die Erzieherin sie mit einem Ruck von ihrer Brust weggerissen und unwirsch in ihr Bett geworfen. Sie konnte nie vergessen, wie erschrocken sie damals gewesen war.

Ein minimales Wissen über die inneren Organe hatte man den Kindern beigebracht. Dass das Essen in den Magen kam, zum Beispiel. Den konnte man sogar spüren, wenn er ordentlich voll war. Und dass der Darm die Nahrung aufsog, und das, was der Körper loswerden wollte, kam aus dem After wieder heraus. Und auch die Flüssigkeit musste irgendwo hin. Das trat aus der Harnröhre aus.

Agnes fand bei dem Mäuschen noch viel mehr, worauf sie sich keinen Reim machen konnte. Alles war so winzig klein. Sie fand auch so etwas wie die Brüste. An denen hatten die Mäusebabys zunächst genuckelt, bevor sie später selbst etwas fraßen. Aber es waren nicht nur zwei Brüste, sondern acht. Besonders interessierte sich Agnes für das, was da im Schoß war, den man nicht berühren durfte. Ein winziges Kügelchen war dort. Darin konnten sieben kleine Mäusekinder doch unmöglich Platz finden? Oder war dieses Kügelchen tatsächlich so angeschwollen, dass alle hineinpassten?

Immer wieder starb eine Maus, und Agnes zerlegte alle. Dabei hatte sie schnell herausgefunden, dass es zwei Sorten von Mäusen gab. Die andere Art hatte nämlich keine Zitzen und nicht diesen Knoten hinter der Scham. Stattdessen ein winziges Röhrchen. Bald war ihr klar, dass die unterschiedlichen Maussorten ihre Scham unbedingt eine Weile aneinander reiben mussten, damit der Bauch der einen wuchs und drei Wochen später die Jungen herauskamen. Agnes hatte sogar das Glück, bei einer Geburt dabei zu sein. Ungläubig, aber begeistert, verfolgte sie genau, wie aus dem Schambereich ein Baby nach dem anderen herausgepresst wurde.

Ein Glücksfall kam Agnes zugute. Beim Herumstreunen entdeckte sie ein anderes totes Tier, das viel größer war als die Mäuse, obwohl es ähnlich aussah. Nur der Schwanz war viel länger und ganz nackt.

Auch dieses Tier zerlegte Agnes. Sie musste sich beeilen, denn es roch schon komisch. Sie hatte gelernt, dass die toten Mäuse nach einiger Zeit zu stinken begannen und die Organe grün und blau und schleimig wurden. Dieses größere Tier musste schon ein paar Tage tot sein.

Agnes erfuhr mehr. Es war kein Muttertier, sondern die andere Sorte. Sie beobachtete sehr genau. Ihr fielen Hoden, Prostata und Nieren auf. Leber und Milz hatte sie schon bei den Mäusen kennengelernt. Vorsichtige Nachfragen bei der Lehrerin, ob im Bauch noch mehr drin wäre als Magen und Darm, brachten kein Ergebnis. Agnes hatte das Gefühl, die Lehrerin wusste auch nicht mehr. Andererseits durfte sie nicht zu neugierig fragen. Damit hätte sie sich verraten können.

Wo aber gab es andere Großmäuse? Agnes vermutete, dass es nicht nur diese eine gab. Sie versorgte zwar noch ihre Mäuschen, aber nur noch halbherzig. Stattdessen hielt sie Ausschau nach den großen. Sie wollte die Mäuse freilassen. Es war schön, sie zu haben, mit ihnen zu spielen, aber viel von ihrer morgendlichen Extrazeit ging für Nahrungsbeschaffung drauf; auch wenn das wesentlich einfacher war, da die Mäuse gern Küchenabfälle fraßen, wie sie herausgefunden hatte. Eines wollte Agnes aber noch abwarten: Eine ihrer Mäuse war wieder schwanger. Die Geburt wollte sie noch miterleben, dann sollten die Mäuse ihre Freiheit bekommen. Doch eines Tages lag das Muttertier tot im Kasten, und es gab keine Geburt. Neugierig sezierte Agnes die werdende Mutter und stellte dabei fest, dass fünf kleine Mäuschen regungslos in einem Sack steckten, der nichts anderes sein konnte als dieses Knötchen hinter der Scham.

Agnes suchte und entdeckte den Unterschlupf der Großmäuse und wollte sie sich eine davon schnappen. Nur war das ein anderes Kaliber als ein kleines Mäuschen. Das Vieh biss bei seiner Gefangennahme kräftig um sich, und Agnes hatte beim Morgenappell Mühe, die Wunden an ihren Händen zu erklären. Für die Großmaus musste Agnes viel mehr Futter anschleppen. Dafür wurde sie aber umso zutraulicher, sodass sie sie ausgiebig streicheln konnte. Sie dachte sich sogar einen Namen für das neue Tier aus: Quicks. Quicks sollte natürlich nicht allein bleiben. Doch Agnes hatte Manschetten, nochmals eine Großmaus mit der Hand zu packen. Es wäre doch viel einfacher, sie gleich in einem Kasten zu fangen.

Agnes besorgte eine andere ausgediente Kiste und ein Gitternetz. Das Gitternetz legte sie im Großmaus-Revier auf den Boden. Sie wusste inzwischen, dass die Tiere gern Walnüsse fraßen. Deshalb legte sie eine Nuss in der Mitte aufs Gitter. Darüber stülpte sie die Kiste, deren eine Seite sie mit einem Stöckchen anhub. Dieses Stöckchen und die Nuss verband sie mit einem Faden, den sie zusätzlich durch eine Schlaufe im Gitter führte. Wenn alles klappte, wie sie es sich vorstellte, würde die Großmaus in die Kiste hineinschlupfen und versuchen, die Nuss herauszuschleppen. Durch den Zug am Faden müsste der stützende Stock umkippen und das Tier wäre gefangen.

Nach diesen Vorbereitungen legte sich Agnes auf die Lauer. Die Sonne stieg, aber nichts passierte. Schweren Herzens musste sie in den Schlafsaal zurückschleichen.

Am nächsten Tag lag die Kiste flach auf dem Gitter. Agnes drehte sie herum und hielt dabei das Gitter auf der Öffnung fest. Tatsächlich saß eine zweite Großmaus darin. Es hatte geklappt, Agnes hatte mit Erfolg ihre erste Falle gebaut. Sie hatte noch weiter vorgesorgt und sich alte Handschuhe beschafft. Damit griff sie in die Kiste. Natürlich biss das Tier um sich, doch die Zähne kamen nicht durch das Leder.

Zwei Sommer lang züchtete Agnes nun Großmäuse. Die zweite bekam den Namen Quacks. Auch hier Nachwuchs – Anna, Lena, Olga, Merta und Frieda – und Todesfälle. Agnes wurde immer besser in Anatomie. Sie verstand zwar nicht alles, aber vieles. Sie hatte sogar eine Vorstellung von der Zeugung entwickelt – aufgrund genauer Beobachtung und durch ihre Untersuchungen.

Ein trauriges Ereignis entpuppte sich für Agnes als weiterer Glücksfall: Bei einem ihrer morgendlichen Ausbrüche stellte sie fest, dass Hassa, die alte Hündin, sich nicht rührte. Es hatte schon länger geheißt, sie würde es wohl nicht mehr lange machen. Hündinnen waren von den Göttinnen geduldet. Sie sollten den Frauen Freude bereiten. Wer ein totes Tier zuerst fand, musste es hinter dem Feld begraben. Bei den Feierlichkeiten

zu Ehren der Göttinnen wurde es denen mitgeteilt. Und beim nächsten Gottesdienst brachten sie dann eine neue Hündin mit.

Agnes war ganz aufgeregt. Sie nahm Hassa mit und brachte sie zu ihrem Versteck. Mit Messer und Schere öffnete sie schnell Bauch und Brustkorb. Besonders fiel ihr diesmal die Röhre auf, durch die die Luft in die Lungen gelangte. Was wäre, fragte sie sich, wenn man die einfach aufschneiden würde? Könnte das Tier dann weiter atmen, ohne dass die Luft durch Mund und Nase strömte? Das musste sie ausprobieren. Am liebsten hätte sie noch ein Beil geholt, um den Schädel zu spalten. Denn sie wollte in Erfahrung bringen, was sich dahinter verbarg. Das hatte sie bei Mäusen und Großmäusen noch nicht herausgefunden. Doch die Sonne stand zu hoch. Sie musste zurück.

Agnes legte Hassa in die Hundehütte und schlich in den Schlafsaal. Nach dem Wecken ging sie sofort raus, kam nach kurzer Zeit zurück und sagte zur Wärterin, Hassa liege tot in ihrer Hütte.

»Gut, du wissest ja, was du zu tun habest.« Agnes war erleichtert, dass die Wärterin selbst nicht nachsehen ging. Die zerschnittene Hundeleiche hätte sicherlich einigen Wirbel verursacht, auch wenn man Agnes damit nicht automatisch hätte in Verbindung bringen können.

Das war viele Jahre her.

Jetzt folgte Agnes einem Wesen der anderen Sorte. Überaus merkwürdig und sehr aufregend. Wieso hatte man die nie im Reservat gesehen? Und warum gab es nicht auch Hunde von der anderen Sorte? Bei Mäusen und Großmäusen gab es die doch auch? Agnes vermutete, dass es bei Amseln und Hühnern genauso war. Nur hatte sie von denen keine zerlegen können.

Agnes war in den Nächten nach ihrer Flucht weit gewandert. Die Göttinnen sollten sie nicht sehen, wenn sie mit ihren großen, lauten Vögeln über das Land flogen. Das war eine ziemliche Strapaze. Außer ein paar Körnern und etwas Wasser aus irgendeinem Rinnsal gab es nichts zu essen und zu trinken.

Von den Bäumen aus hatte Agnes Blicke in die Ferne schweifen lassen können. Am Horizont schien sich die Erde zu erhe-

ben. Dorthin hatte sie gewollt, und dorthin hatte sie es auch geschafft. Es gab richtigen Wald, nicht nur ein paar Sträucher oder vereinzelte Bäume. Es gab Hügel, bei denen die Vögel der Göttinnen nur selten vorbeikamen.

Kaum jemand hatte es so geschickt verstanden wie Agnes, Feuer anzufachen. Das war nur selten nötig, denn die Feuerstelle wurde Tag und Nacht bewacht. Die Glut sollte nie verlöschen. Manchmal geschah das doch. Dann musste man einen spitzen Stock mühsam auf einem anderen Holzstück drehen, bis die Spitze heiß wurde, zu rauchen anfang und das trockene, feine Gras sich entzündete, das sie daran hielt.

Diese Fähigkeit kam Agnes in der Wildnis zugute. So konnte sie sich an kalten Tagen nicht nur an den Flammen wärmen, sondern entdeckte auch, dass es außer Früchten, Getreide, Nüssen und Gemüse noch andere Nahrung gab. Das waren allen voran die Tiere mit den riesigen Ohren. Deren bemächtigte sie sich, indem sie mit Steinen nach ihnen zielte. Nach einem Treffer waren sie nicht immer gleich tot, aber zumeist so benommen, dass sie nicht mehr fliehen konnten. Anfangs quälte sie sich ab, den Langohren das Fell abzuziehen. Es dauerte eine Ewigkeit, die Haut an einer Steinkante soweit aufzuschaben, dass sie sie herunterreißen konnte. Das Fleisch war fast zu zäh, um es roh zu essen. Agnes fand jedoch schnell heraus, dass es zarter wurde, wenn sie es über die Flammen hielt. Wurde die Oberfläche dabei dunkelbraun, schmeckte es richtig gut.

Eine andere Art, der Tiere habhaft zu werden, waren Fallen. Agnes musste dazu eine Art Korb flechten. Darin wurde sie immer perfekter, und sie litt schon lange keinen Hunger mehr. Auch Mäuse und Großmäuse fing sie mitunter. Doch an den Mäuschen war nicht viel dran, und die großen schmeckten nicht besonders. Eine Vogelart, die nicht fliegen konnte, gab dagegen eine ordentliche Portion ab. Sie ähnelte Hühnern, nur war sie kleiner und farbenprächtiger. Agnes fand bestätigt, dass es diese Großvögel in zwei Sorten gab: die eine bunt, die andere grau. Nur die grauen Vögel legten Eier.

Agnes fand Stellen, an denen wildes Getreide wuchs. Allerdings war das so wenig, dass es sich kaum lohnte, es zu mahlen. Manchmal nahm sie eine Handvoll davon und kaute es, was aber viel mühsamer war als mit Früchten oder Nüssen. Sie wusste aus dem Schulunterricht, was die Bauern damit machten, sodass sie in ihrem neuen Leben über diese Kenntnisse froh war. Statt alle Körner aufzuessen, sammelte sie sie und hob sie auf. Im Frühjahr kratzte sie mit einem Stock ein Stück Erde auf, streute die Körner in die Furche und scharfte sie zu. Bald schon kamen die ersten grünen Blättchen aus der Erde, Halme bildeten sich, später Ähren. Nach wenigen Monaten waren sie gelb, und Agnes fuhr ihre erste bescheidene Ernte ein.

Das Mahlen der Körner zwischen zwei flachen Steinen war anstrengend, aber es klappte. Das Mehl mischte Agnes mit etwas Wasser und den Eiern, die sie den Großvögeln stibitzt hatte. Daraus buk sie ihr erstes Stück Brot. Das schmeckte anders als im Reservat, doch für sie war es eine Köstlichkeit.

Ganz anders war es Agnes im ersten Winter in der Freiheit ergangen. Da wäre sie fast verhungert und erfroren. Mit viel Mühe hatte sie den erlegten Tieren die Felle vom Körper gezogen und sich notdürftig eine Art Umhang daraus zusammengeknotet. Doch der schützte nicht richtig vor der Kälte. Auch die Fußlappen boten keinen ausreichenden Schutz. An mehreren Stellen bekam Agnes kräftig schmerzende Erfrierungen. Außerdem riss sie sich an vielen Stellen die Fußsohlen und die Unterschenkel an Eis und verharschtem Schnee auf.

Tagsüber musste sie ständig in Bewegung bleiben, damit die Kälte nicht in sie drang. In der Nacht suchte sie Schutz unter einem riesigen Berg getrockneter Blätter. Trotzdem musste sie mitten in der Nacht oft aufstehen, Kniebeugen und Liegestütze machen, um den Kreislauf anzuregen und warm zu werden. Oft kauerte sie vor einem kleinen Lagerfeuer, das immer nur eine Körperseite erwärmte. Zu groß durfte sie das Feuer nicht machen, da sie befürchtete, dass Funken ihren Blätterberg anzünden konnten.

Durch ihre körperlichen Anstrengungen gegen die Kälte wuchs der Hunger. Agnes hatte zwar eine Menge an getrocknetem Obst und Fleisch gesammelt, aber die Vorräte gingen schneller als gedacht zur Neige. Sie teilte sich die Reste bis zum Frühjahr genau ein und aß mit eiserner Disziplin nicht mehr, als für einen Tag vorgesehen war. Oft stand sie sehnsüchtig davor und kämpfte mit der Versuchung, sich ausnahmsweise etwas mehr zu gönnen. Doch die Vernunft siegte. Zusätzliche Nahrung gestattete sie sich nur in Form erlegter Tiere. Doch die waren nicht mehr so zahlreich und schienen viel mehr auf der Hut zu sein als Sommer. Am meisten Glück hatte sie bei den kleineren oder größeren Vögeln, vor allem den ganz schwarzen mit den bedrohlichen Schnäbeln. Von denen konnte sie immer wieder mal einen bewusstlos werfen.

Womöglich retteten drei Langohren ihr das Leben, an denen aber auch nicht so viel dran war wie im Sommer. Vielleicht hatte sie deshalb Jagdglück mit ihnen, weil sie geschwächt waren. Einen Vorteil hatten die tiefen Temperaturen allerdings: Das Fleisch verdarb nicht so schnell. Agnes musste davon nichts wegwerfen und hatte von jedem der Tiere fast eine Woche lang zusätzliche Kost.

Trotzdem magerte Agnes in dieser Zeit ab. Im Frühjahr war sie nur noch ein Gerippe, das mit etwas Haut überzogen war. Doch sie lebte. Kaum spross irgendwo der erste Halm oder zeigte sich die erste Knospe an einem Ast, riss sie sie ab und zermalmte diese mit ihren Zähnen. Es war mit Sicherheit nicht die ideale Nahrung, aber ihr ausgemergelter Körper konnte selbst daraus noch etwas an Energie gewinnen. Manches davon bekam ihr auch nicht. Eine Sorte mit rundlichen Blättern schmeckte sauer, eine andere mit langen, gezackten Blättern war bitter, doch beide vertrug sie gut. Zum Glück wuchsen beide Arten bald reichlich.

Später entdeckte Agnes große, braune Tiere, deren Köpfe ihr bis etwa zur Brusthöhe gingen. Bei diesen Tieren trug die ›andere Sorte‹ ein komisches, verzweigtes Gestänge auf dem Kopf. Agnes gab ihnen den Namen Asttiere. Auch davon erlegte Agnes hin und wieder eines, aber sie konnte nur einen

kleinen Teil davon essen, weil nach einigen Tagen das meiste Fleisch verdorben war.

Genauso ging es ihr mit den Hügeltieren. Die waren ungefähr genauso groß, aber überwiegend weiß, zum Teil mit schwarzen Flecken. Sie hatten eine längliche Schnauze und ein freundliches Gesicht. Die Augen waren jedoch sonderbar: Statt der schwarzen Löcher in der Mitte hatten sie schwarze, waagerechte Striche. Die ›andere Sorte‹ trug auch etwas auf dem Kopf, das aber kürzer und spitzer war als bei den Asttieren und nicht verzweigt. Wegen der Menge an verdorbenem Fleisch bevorzugte Agnes Großohren und Großvögel als Nahrungsgrundlage. Als Umhang allerdings waren die Felle der Hügeltiere ideal.

Dann gab es noch eine Sorte Tiere, die den Hündinnen im Reservat ähnelten. Sie waren aber dünner und größer. Eines Nachts war Agnes durch langgezogenes Jaulen aus dem Schlaf gerissen worden. Weil das ein für sie unbekanntes Geräusch war, war sie sofort hellwach. Sie ging diesem Jaulen nach. Es war eine wolkenlose Vollmondnacht, sodass sie sich gut orientieren konnte. Nach einer halben Stunde Wanderung fand sie sie auf einer kleinen Erhebung mitten in einer Lichtung sitzen: sieben von diesen Hundetieren, vier große und drei kleine. Sie saßen dort, friedlich, wie es schien, reckten ihre Hälse dem Mond entgegen und stimmten immer wieder dieses klagende Geheul an.

Agnes war rund zweihundert Meter von den Tieren entfernt. Näher traute sie sich nicht heran. Denn sie wusste, Hunde hatten scharfe Zähne und konnten beißen. Ein lauer Wind wehte von den Tieren zu ihr herüber, weshalb sie sie nicht witterten. Nach einer Weile hatte Agnes genug gesehen und wollte wieder gehen. Dabei trat sie auf irgendetwas, das knackte, wahrscheinlich einen trocknen Zweig. Sofort schreckten alle sieben Tiere auf und stoben in die entgegengesetzte Richtung davon.

Auf dem Heimweg dachte Agnes über diese hundeartigen Wesen nach. Vielleicht waren sie wirklich Hündinnen, von denen es verschiedene Sorten gab. Konnte man mit denen das gleiche machen wie im Reservat und als Haustiere halten?

Agnes hätte dann eine Begleiterin, wäre nicht mehr so allein. Es war doch immer wieder schön gewesen, ein solches Tier zu streicheln. Und es könnte auf sie aufpassen, hörte mit den feinen Ohren viel mehr als ein Mensch und stieß bei Gefahr Warnlaute aus.

Vielleicht konnte man diese Tiere sogar essen?

Noch ein paar Mal hatte sich Agnes zu den nächtlichen Versammlungen geschlichen. Immer waren es sieben Tiere, wahrscheinlich stets die gleichen. Die kleinen waren bald ausgewachsen und von den großen nicht mehr zu unterscheiden. Doch im nächsten Frühjahr waren zwei neue da, und damit waren sie jetzt neun.

Einmal konnte Agnes beobachten, wie zwei der Hundetiere ein großes Tier jagten. Es sah ähnlich aus wie ein Hügeltier, aber der Kopf war gedrungener, und aus der Stirn sprossen keine Stangen hervor. Insgesamt war es runder und dicker.

In großen Sätzen sprangen die Hündinnen neben dem Tier her und bissen ihm beim Rennen mehrmals in den Hals. Bald brach das Opfer zusammen, und die Jäger zerrten es in den nahen Wald. Agnes wusste nun, dass diese Tiere ausgezeichnete Räuber waren, die ihr mit Sicherheit gefährlich werden konnten. Sie fragte sich, ob der Knüppel, den sie immer bei sich trug, zur Verteidigung ausreichte.

Jedoch schien die Gefahr verhältnismäßig gering. Die Hundetiere nahmen immer Reißaus, sobald sie Agnes aus der Ferne witterten. Eines von ihnen zu fangen würde ihr vielleicht gelingen. Doch wie würden die übrigen acht reagieren? Denn das gefangene Tier würde mit Sicherheit Hilfeschreie ausstoßen.

Doch jetzt ging es nicht um die Hundetiere, sondern Agnes beobachtete ein Wesen wie sie selbst. Das ging auf einen Busch vor einer Felswand zu. Es schaute sich um. Nein, das war kein Häscher, eher jemand auf der Flucht, wie sie selbst. Das Wesen drückte einige Zweige zur Seite und verschwand im Gebüsch.

Agnes wartete gespannt ab. Nichts passierte. Sie näherte sich dem Busch, alle Sinne angespannt. Auch sie drückte die

Zweige zur Seite, sorgfältig darauf bedacht, nicht das leiseste Geräusch zu verursachen. Darin hatte sie eine Menge Übung. Ihre Augen gewöhnten sich schnell an das Dunkel in dem dichten Blattwerk. Steine lagen herum, einige Mauerreste ragten aus dem Boden. Sie tastete sich daran entlang und gewahrte eine Öffnung, vor der eine halb verfallene Treppe in die Tiefe führte. Dort war es sehr dunkel. Sie hörte das andere Wesen darin herumhantieren.

Nach einer Weile wurden die Geräusche weniger, dann vernahm Agnes ein leises Schnarchen. Was sollte sie tun? Sie hätte die Fremde im Schlaf töten können, doch wusste sie nicht, ob sie gefährlich war. Wenn sie wie sie selbst auf der Flucht war, konnte man sich verbünden und sich das Leben wesentlich erleichtern. Doch sie musste auf der Hut sein. Sie wusste jetzt, wo die andere wohnte. Es war allerdings keine Höhle, sondern ein fast zerfallenes Gebäude. Wie das an diese Stelle gekommen war, darüber hatte sich Agnes viele Gedanken gemacht. In dieser Gegend gab es mehrere solcher Ruinen. Ob hier auch einmal ein Reservat gewesen war?

Wie auch immer, die Ruine bot einen guten Unterschlupf. Allerdings lag sie ziemlich weit weg von ihrer Höhle. Sie war heute nur in diese Gegend gelangt, weil sie einen ihrer Erkundungstreifzüge unternommen hatte. Immer wieder erforschte Agnes die Umgebung und wechselte ihren Standort, um Neues und Besseres zu finden. Zum Beispiel eine bessere Unterkunft, mehr Früchte, mehr Tiere. Oder ein Fließwasser in der Nähe, das das Trinken erleichterte.

Es gab also Zeiten der Ruhe und der Wanderschaft. In den Ruhephasen kümmerte sich Agnes um Dinge, die ihr das Leben erleichterten. Sie fand heraus, dass es Pflanzen mit festen Fasern und fünfgliedrigen, spitzen Blättern gab. Eine andere Sorte wuchs bis Hüfthöhe und hatte hellblaue oder weiße Blüten. Die Namen sollte sie erst später kennenlernen. Daraus konnte sie sich Stoffe weben, so mühsam das auch war.

Auch für die Jagd eigneten sich die Fasern gut. Agnes schaffte es, sie zu langen Schnüren und dickeren Seilen zu verdrillen.

Daraus knüpfte sie Netze, die sie auf die Fährten ihrer Beutetiere legte. Die Enden waren mit einem Seil verknüpft, das sie über einen Ast führte. Dann legte sie sich auf die Lauer und zog das Netz in dem Moment hoch, in dem ihr Opfer darüber lief. Das klappte meist erstaunlich gut.

Sie fand Steine, die sich, zu Splittern klein geklopft, fast wie Messer benutzen ließen. Damit konnte sie Holz ein wenig bearbeiten und sich nach und nach eigene Möbel bauen. Einen Stuhl und Tisch stellte sie her, indem sie passende Äste miteinander verband.

Die Felle der Tieren trocknete Agnes, damit sie nicht verfaulen. Schwieriger war hingegen, sie weich zu bekommen. Das gelang im Grunde nicht richtig. Agnes tauchte sie wiederholt ins Fließwasser, walkte sie durch und ließ sie trocknen. So wurden sie wenigstens etwas elastischer. Im Lauf des Sommers hatte sie sich einen ganzen Stapel davon zugelegt. Aus den Fellen stellte Agnes Kleidung her, die ihr Schutz vor der winterlichen Kälte bot. Sie war splitternackt geflohen, hatte zunächst sogar ihr Büßerhemd liegen lassen müssen. Anfangs verknötete sie nur die Zipfel der Felle, die einmal die Beine der Langohren umhüllt hatten. Die befestigte sie mithilfe von Schnüren und hatte so eine Art Umhang.

Später lernte sie, grobe Nähte zu fertigen. Dazu klopfte sie mit spitzen Steinen Löcher in die Fellränder, durch die sie dann die Schnüre zog. Statt der Faserschnüre verwandte sie auch lange Lederriemen. Die stellte sie her, indem sie von den Fellresten die Haare abrieb und mühevoll mit scharfen Steinkanten spiralförmig von außen nach innen die dünnen Streifen abtrennte.

Am Fließwasser wuchsen lange, feste, dunkelgrüne Stängel mit braunen, fast schwarzen Knötchen an der Spitze. Aus denen flocht sie kleine und mittelgroße Körbe; ebenso waren sie für eine Art Beutel oder Tasche zu gebrauchen. Hierin konnte sie ihre Vorräte sammeln. Für größere Körbe benutzte sie dünne Zweige. Bald fand sie heraus, welche sich am besten biegen ließen, ohne zu brechen. Auch ihre Fallen stellte sie daraus her.

Und noch etwas kam ihr aus der Schulzeit zugute. Sie hatte Töpfern gelernt. Die meisten Freundinnen hatten das gehasst.

Doch sie war fasziniert davon, wie sich aus bestimmten Lehm-sorten Dinge formen ließen, die dann im Feuer hart wurden.

Solchen Lehm fand sie, trockenes Holz für ein großes Feuer gab es reichlich, und bald hatte Agnes eine stolze Anzahl von Bechern, Schalen und Schüsseln – eine nette Aussteuer.

Heute kehrte Agnes jedoch nicht zurück. Sie kauerte sich in eine Nische in den Mauerresten, die anfangs noch Tageswärme abstrahlten. Sie dachte nach und nickte irgendwann ein. Wie so oft weckte sie das erste Dämmerlicht. Sie wusste nun, was zu tun war. Sie schaute sich die Örtlichkeiten noch einmal genau an, denn ihr Plan musste gelingen.

* * *

Agnes ging nach Hause und knüpfte ein Netz. Es war das größte, das sie bislang hergestellt hatte. Und ein langes Seil benötigte sie auch. Es dauerte einige Tage, bis alles soweit war. Sorge, beobachtet oder verfolgt zu werden, hatte sie keine. Allerdings achtete sie auf jedes Geräusch, jede Veränderung in ihrer Umgebung. Am Verhalten der Tiere konnte Agnes ablesen, ob sich irgendetwas Ungewöhnliches ereignete. Sie kannte die Vogelstimmen ebenso wie deren Warnruf. Schließlich konnte es ja sein, dass das seltsame andere Geschöpf ebenfalls Erkundungen anstellte.

Nachdem die Vorbereitungen abgeschlossen waren, schaffte Agnes alles in die Nähe des Kellergewölbes. Einen Tag wartete sie ab, observierte nochmals eingehend das fremde Wesen. Sie registrierte, bei welchem Sonnenstand es aus dem Gebüsch herauskam, welche Wege es ging, wie es sich versorgte. Sein erster Gang morgens führte zum großen Baum. Dort holte es sein Röhrchen aus der Hose und harnte an den Stamm. Dann machte es sich auf den Weg zu einem nahen Fließwasser, aus dem es ausgiebig trank.

Agnes stellte fest, dass die Beobachtete herkömmliche Kleidung trug, die etwas anders war als in ihrem Reservat. Kein Wunder, denn die dort hatte anscheinend keine Brüste oder nur winzig kleine. Sie konnte noch nicht so lange unterwegs sein, denn Jacke und Hose waren kaum zerschlissen.

Die Fremde war eine Sammlerin und kannte die Stellen, an denen sie Früchte und Nüsse fand. Den ganzen Tag über machte sie keine Anstalten, ein Tier zu erlegen.

Am Abend verzog sich die Frau in ihre Unterkunft. Agnes kuschelte sich in die schon bekannte Felsnische.

Als die Morgensonne sie weckte, wusste Agnes, dass sie ausreichend Zeit hatte, um ihren Plan in die Tat umzusetzen. Sie legte das riesige Netz auf dem Boden vor dem Gebüsch aus.

Die vier Ränder waren mit Seilen durchflochten, die sich wie bei einem Beutel zusammenziehen ließen. Die Seiten mit den Seilen verbarg Agnes so gut wie möglich unter Zweigen. Klar, sie wären zu erkennen gewesen. Da die Fremde mit so etwas jedoch nicht rechnen konnte, würde sie wohl auch nichts bemerken.

Die vier Seilenden verknüpfte Agnes mit einem langen Seil. Das führte sie durch eine Astgabel, die sich günstigerweise über dem Austritt befand. Behände kletterte sie ein paar Mal auf den Baum hinauf und wieder hinunter. Von der Gabelung aus führte sie das Seil über einen anderen Ast direkt am Stamm entlang. Nun kam der schwierigste Teil. Agnes hatte das fremde Wesen so eingeschätzt, dass es nicht nur ein gutes Stück größer war als sie selbst, sondern vor allem auch schwerer. Ihre Kraft würde wohl reichen, das Netz hoch- und zuzuziehen. Aber sie würde die Fremde nicht halten können, wenn diese kraftvoll an den Maschen zerrte. Also musste sie sich noch einen Trick einfallen lassen.

Agnes hatte beim ersten Mal die Örtlichkeiten eingehend erforscht. In Brusthöhe befand sich am Stamm ein abgebrochener, toter Ast, der sehr stabil war. Der sollte ihr als Feststellhilfe dienen. Allerdings musste die Seillänge genau darauf abgestimmt sein. Sie legte einen größeren Stein in die Mitte des Netzes und zog so lange am Seil, bis sich das Netz nach oben zugezogen hatte. Sie wusste nun also, wie weit das Seil nach unten gezogen werden musste. Genau an der Stelle des trockenen Astes knüpfte sie eine Schlinge ins Seil. Die wollte sie blitzschnell über diesen Ast schieben und somit fixieren, damit die Gefangene im Netz keinen Widerstand leisten konnte.

Nachdem sie den Knoten geknüpft hatte, ließ sie das Netz wieder herunter und verlegte es unauffällig vor dem Ausgang aus dem Gebüsch. Ein wenig Laub noch darüber gestreut, damit die Fremde wirklich nichts bemerkte.

Danach kletterte Agnes wieder auf den Baum hinauf und hielt das Seilende mit der Schlinge fest. Es begann die Zeit des Wartens. Doch das störte Agnes nicht, denn Geduld besaß sie zur Genüge.

Die Sonne kletterte höher. Agnes konnte abschätzen, dass sie ungefähr den Stand hatte wie gestern, als die Fremde herausgekommen war. Und bald konnte sie etwas wahrnehmen: Husten, Räuspern, dann ein lautes Gähnen.

Agnes hört ein Rascheln. Das müssen die Zweige direkt am Kellerausgang sein. Das Rascheln kommt näher, Agnes sieht, dass sich einige Zweige bewegen. Dann kann sie durch das Laub Umrisse der Fremden erkennen. Jetzt ist sie am Rand des Netzes. Agnes wartet ab, bis sie noch zwei Schritte weiter gegangen ist. Sie springt mit der Schlinge in der Hand vom Baum. Blitzschnell schiebt sie diese über den vorgesehenen Ast.

»Hach – was ...«, hört Agnes einen ängstlichen Aufschrei, der aber sofort erstickt, als sie mit einer Keule in der Hand auf die gefangene Fremde zugeht. Die zappelt im Netz herum und schaut ängstlich auf die Jägerin.

»Halte stille, oder ich schlage dich todt!«, droht Agnes und schwingt dabei grimmig ihren Knüppel. Die Fremde steht still. Das Netz hat ihre Arme an den Körper gepresst, und mit weit aufgerissenen Augen starrt sie Agnes an. Diese stellt befriedigt fest, dass ihre Konstruktion hält. Die wäre vielleicht sogar etwas für die großen Asttiere. Agnes kann ihr Gegenüber jetzt genau betrachten und sieht deren Angst. Und sie sieht die nasse Stelle, die sich in ihrer Hose ausbreitet.

»Was thuest du hier?«, wollte Agnes wissen.

Die Frage schien die Frau etwas zu beruhigen.

»Bist du kein Gott, dass du das nicht wissest?«, war ihre Gegenfrage.

»Was ›Gott‹? ›Göttin‹ heißet das! Nein, ich bin keine Göttin. Itzt sag mir aber, was machest du hier?«, drängte Agnes auf eine Antwort.

»Entflohen«, war die kurze Antwort.

»Entflohen, von wo?«, wollte Agnes wissen. Sie hatte nicht mehr das Gefühl, dass die Fremde eine Bedrohung war. Doch ganz sicher war sie sich noch nicht.

»Aus dem Reservat.« Aha, wie ich, dachte Agnes.

»Und wessenthalben?«

»Sie hätten mich ansonsten gehänget.«

»Was war denn dein Verbrechen? Hast du nicht zur Genüge geglaubt?« Agnes' Anspannung ließ sie auflachen.

»Das schon, aber mir ist ein Säugling gestorben. Ich bin Erzieher.«

»Erzieherin! Es gibt nur Erzieherinnen«, verbesserte Agnes.

»Bei uns heißen wir Erzieher.«

Agnes überlegte. Das fremde Wesen schien ehrlich zu sein. Doch sie blieb auf der Hut.

»Ich hoffe, du belügest mich nicht. Wenn ja, geht es dir balden recht übel. Ich werde dich itzo befreien. Aber vorher binde ich dir Hände und Füße zusammen.«

Agnes ließ die Fremde beide Hände durch eine Masche stecken und verknotete sie kunstgerecht. Dann nahm sie die Schlinge vom Baumstamm und befahl der Frau, sich auf den Boden zu setzen. Die Öffnung des Netzes hielt sie noch geschlossen. Dann musste die Fremde die Beine durch eine Schlinge stecken. Die Knöchel umschlang Agnes und band sie ihr zusammen. Anschließend öffnete sie das Netz und streifte es von der Gefangenen herunter. Dabei fragte sie:

»Wie heißest du?«

»Günter«, kam die Antwort.

»Mein Name ist Agnes«, stellte sie sich jetzt vor.

»Was bist du für eine höchst sonderliche Frau?«, wollte sie als Nächstes wissen. »Was habest du für ein Röhrchen?«

»Ich bin keine Frau! Welch seltsames Wort, das habe ich mitnichten jemals gehört.« Agnes war verblüfft.

»Wir sind wahrlich allesamt Frauen. Es gebet schließlich nur Frauen.«

»So etwas Halbschüriges!« Das war aus dem Mund einer Gefangenen recht frech, Agnes packte ihre Keule fester und hob sie leicht an.

»Ich bitte um Vergebung«, sagte Günter, »ich wollte dich nicht aufbringen. Aber wir alle sind doch Männer. Ich bin ein Mann, und du bist ein Mann. Es gibt nichts anderes als Männer. Und dann weiß ich auch mitnichten, was du mit dem ›Röhrchen‹ meinst. Ich habe wahrhaftig keine Röhre bei mir.«

»Also du nennest dich Mann. Nun ist es an mir, ein solches Wort noch nie gehört zu haben. Ich nenne mich Frau. Ich bin eine Frau, die Frau, wie die Sonne! Und du nennest dich Mann. Ein Mann. Der Mann also, wie der Mond?« Günter nickte bestätigend.

»Das ist ja unglaublich!«, überlegte Agnes laut.

»Es ist so, wahrhaftiglich. Ich belüge dich nicht«, beteuerte Günter.

Agnes sagte ihm, dass sie nicht ihn meinte, sondern soeben begriffen hatte, dass Göttinnen, Priesterinnen und Erzieherinnen sie selbst beim Sprachgebrauch ständig belogen hätten. Doch sie hatte keine Lust, Günter das jetzt ausführlich zu erklären. Auch sein Röhrchen war nicht so interessant. Sie wusste bereits, dass er zur ›anderen Sorte‹ Lebewesen gehörte – wie bei den Mäusen und Großmäusen. Anderes war ihr im Augenblick wichtiger. Doch eine Unterhaltung im Stehen war ungemütlich.

Deshalb gebot sie Günter, sich auf einen umgestürzten Baumstamm zu setzen. Gefesselt hüpfte er darauf zu und tat, wie ihm geheißen. Agnes ließ ihn nicht aus den Augen. Als er saß, kam sie zu ihm und ließ sich rittlings neben ihm auf dem Stamm nieder, sodass sie ihn im Profil sah. Dann sollte er ihr alles von sich erzählen.

* * *

»Halt, halt«, unterbrach Clemens. Er schaute auf die Uhr. Agnes hatte über eine Stunde erzählt. Das war alles spannender

als jeder Krimi. Er wollte unbedingt wissen, wie es weiterging. Doch er brauchte eine Verschnaufpause.

»Noch ein Kaffee gefällig?«, fragte er diese Exoten, die ihm da gegenübermaßen. Exoten aus Deutschland...

Agnes und Günter sahen sich kurz an. »Ja gerne«, kam es wie aus einem Mund. Clemens stand auf, ging zum Tresen und bestellte dort. Er wartete sogar, bis die drei Tassen gefüllt waren. Die Bedienung meinte, er könne sich ruhig setzen.

»Ich mach' das schon«, bot sie an.

»Weiß ich doch, Milla«, sagte der Mann, »es tut mir aber grad ganz gut, hier mal einen Moment zu stehen und die paar Schritte zu gehen.« Er lud sich die Tassen auf ein kleines Tablett und kehrte zu seinem Tisch zurück.

Nachdem Günter seine drei Löffel Zucker in den Kaffee gerührt hatte und einen guten Schuss Milch hinzugegeben hatte, führte er den Bericht aus seiner Sicht fort.

* * *

Ende der
Leseprobe